

Paul C. Martin

Der Kapita lismus

Ein System,
das funktioniert

unter Mitarbeit von
Dipl.-Ing. Walter Lüftl

- 1. Teil -

Wirtschaftsverlag Langen-Müller/Herbig

© 1986 by Wirtschaftsverlag Langen-Müller/Herbig
Albert Langen • Georg Müller Verlag GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten
Schutzumschlag: Christel Aumann, München
Satz und Druck: Jos. C. Huber KG, Dießen
Binden: Graph. Betriebe R. Oldenbourg, München
Printed in Germany
ISBN: 3-7844-7180-3

mit freundlicher Genehmigung des Autors
in aktueller Form aufbereitet und digitalisiert von
Mario Schieschnek • Burgstädt 2011

»Die ökonomische Kontraktion, die im Jahre 1929 begann, war die schlimmste in der Geschichte. In den Depressionen des neunzehnten Jahrhunderts gab es Bankpaniken, Deflationen und Bankrotte in verschiedenen Proportionen, aber es gibt keine Parallele zur Unterausnutzung der ökonomischen Ressourcen in den dreißiger Jahren.«

Peter Temin, Wirtschaftshistoriker (1976)

»Viele Unternehmen spekulieren mit Finanzaktiven. In drei bis vier Jahren könnte dieses Spiel aber in einem Zusammenbruch enden. Wobei 1929 verglichen mit dem Kommenden nur als bescheidenes Vorspiel bezeichnet werden kann.«

Hans-Jörg Rudloff, Bankier am Euromarkt (1986)

INHALT

Prolog	I
Inhalt	III
1. Warum Sie dieses Buch leider lesen müssen	1
1.1. Worum es geht	3
2. Das Loch	7
2.1. Das Loch in der Mitte.....	9
2.2. Karl Marx war sehr nahe dran	11
2.3. Onkel Dagobert & König Laurin	13
2.4. Die Rosa Luxemburg hat den Schwindel fix durchschaut	15
2.5. Gestatten, Herr Dr. Marx, nur ein paar kleine Fragen	18
2.6. Der Kettenbrief	20
2.7. Schulden + Zeit = Kapitalismus	22
2.8. »Kapital« und »Kapitalismus« – Einiges zu Wort und Wörtern	25
3. Debitismus	29
3.1. Die neue Wirtschafts-Theorie.....	31
3.2. Das Geld: Was uns die Banknoten erzählen	32
3.3. Endlich fällt der Schleier	35
3.4. Definitionen	38
3.4.1. Kapitalismus, Debitismus	38
3.4.2. Sozialismus.....	38
3.4.3. Kapital	38
3.4.4. Eigentum	39
3.4.5. Wert und Preis	40
3.4.6. Mehrwert.....	40
3.4.7. Freier Markt und freie Preise.....	41
3.4.8. Risiko und Gewinn	41
3.4.9. Das Gleichgewicht und der Staat	41
3.4.10. Nachfrage, Kauf, Tausch	42
3.5. Die Königskinder oder: Angebot und Nachfrage	44
3.6. Urschuld, Unschuld, Bordellwirtschaft: Der Mensch als Kapital	48
3.7. Arbeitsleid und Aristophanes	53
3.8. Die Arbeitslosigkeit	55
3.9. Debitismus à la Keynes	57
3.10. Debitismus contra Barro Superstar und Neue Klassik: Das »Markträumungsmodell«	61

1. WARUM SIE DIESES BUCH LEIDER LESEN MÜSSEN

Was so viel ist wie eine kleine Einleitung

»Was klar gedacht ist, kann auch klar und ohne Umschweife gesagt werden.«

Georg Büchner, Kraft und Stoff (1855)

1.1. WORUM ES GEHT

Was ist Kapitalismus?

Niemand weiß es. Auch Sie wissen es nicht. Bisher hat noch kein Mensch darauf eine befriedigende Antwort gegeben. Schauen Sie sich an, was am 4. Mai 1986 in der »Financial Times« gestanden hat:

»**Money talks**

Hong Kong financial experts adjoined a meeting called to discuss a constitution for the colony — it is supposed to keep its capitalist system after China takes over in 1997 — when they found none of them could define capitalism.«

Da gibt es also Experten, Geschäftsleute, die in einem - wie es so schön heißt - »lupenreinen« kapitalistischen System leben. In Hongkong. Nun sollen sie definieren, was das ist: »kapitalistisches System«. Aber was geschieht? Sie müssen ihre diesbezüglichen Beratungen abbrechen, weil keiner von ihnen »Kapitalismus« erklären kann. Vielleicht wird es niemals eine korrekte Verfassung von Hongkong geben, weil es niemand gibt, der das für diese Verfassung vorgeschriebene »kapitalistische System« definiert?

Das Buch, das Sie jetzt in Händen halten, definiert »Kapitalismus«. Ein für alle Mal. Und zum ersten Mal.

Es gibt, wie wir sehen werden, einen ganzen Haufen von Büchern, die das Wort »Kapitalismus« im Titel führen. Darin ist dann viel die Rede von »Gewinnstreben« oder »Profitmotiv«, von »privatem Eigentum« und von »freier Marktwirtschaft«. Sogar »Ausbeuter« treten auf, wie der schwarze Mann im Märchen. Das sind alles nette Sachen und liebe Gestalten. Aber den »Kapitalismus« erklären sie überhaupt nicht. Sie begleiten ihn nur.

Deutschen Studenten wird zur Bewältigung des Themas gern ein kleines Büchlein in die Hand gedrückt, das ein lebender deutscher Professor verfasst hat. Er heißt **Jürgen Kromphardt**, der einen toten deutschen Professor zitiert. Der heißt **Werner Sombart** und hat viele Bände verfasst, in denen das Wort »Kapitalismus« vorkommt. An einer Stelle versuchen Sombart/Kromphardt den Kapitalismus mit dem »Erwerbsprinzip« der »Produktionsmitteleigentümer« zu erklären:

»Die Eigenart des *Erwerbsprinzips* äußert sich darin, dass unter seiner Herrschaft der unmittelbare Zweck des Wirtschaftens nicht die Bedarfsbefriedigung eines lebendigen Menschen oder einer Vielheit von Menschen ist (wie es bei allen nichtkapitalistischen Wirtschaftssystemen der Fall ist), sondern ausschließlich die **Vermehrung einer Geldsumme**.«

Und die Professoren fahren fort:

»Diese Zwecksetzung ist der Idee des kapitalistischen Wirtschaftssystems immanent; man kann also die Erzielung von **Gewinn** (das heißt der **Vergrößerung einer Anfangssumme** durch wirtschaftliche Tätigkeit) als den objektiven Zweck der kapitalistischen Wirtschaft bezeichnen ...«¹

»Erwerbsprinzip« - »Vermehrung einer Geldsumme« - »Erzielung von Gewinn«. Mit solchen Sprüchlein ist die Welt schnell einverstanden. Sie klingen auch plausibel. Aber es sind Gemeinplätze, eingebettet in eine Menge *Denkfehler* und *Zirkelschlüsse*, wie wir sie immer wieder antreffen, wo von »Kapitalismus« und »Kapitalisten« die Rede ist. Denn was zeigen uns Sombart und sein Abschreiber Kromphardt? Offenbar eine Mixtur aus König Midas und Dagobert Duck.

Da soll es tatsächlich Leute geben, die immer weiter Bargeld scheffeln (»Erwerbsprinzip«), obwohl weder sie selbst noch andere es brauchen (»Bedarfsbefriedigung«). Zum Schluss liegt alles sinnlos herum, die »vermehrte Geldsumme« alias die »vergrößerte Anfangssumme«. Und das war's auch schon. Kapitalismus = Geldvermehrung!

Die wichtigsten Fragen lassen die Professoren offen. Zum Beispiel: Was geschieht mit dem vielen Geld, das da sinnlos angehäuft wird? Wo wird es aufbewahrt? Gibt es Truhen, Silos? Wo stehen sie? Wer bewacht sie? Sind die Kapitalisten vielleicht Geld-Fetischisten? Kranke Psychopathen, die dauernd Geld anfassen müssen, so wie die strengen Leder-Freunde das schwarze Glatte?

Wo kommt denn das Geld überhaupt her? Wer besaß es vor den Kapitalisten? Wie ist das mit der »Vergrößerung der Anfangssumme«: Bei welchen armen Teufeln »verkleinert« sich dann die Anfangssumme? Wenn deren Anfangssumme gerade so groß war, dass sie damit ihren »Bedarf« »befriedigen« konnten - wo sind die armen Teufel, die jetzt ihren Bedarf nicht mehr befriedigen können? Verreckt? Im Wald? Haben sie sich in ihrer Scheune erhängt? Oder gibt es irgendwo Massengräber, die wir noch gar nicht gefunden haben?

¹ **Jürgen Kromphardt**, Konzeptionen und Analysen des Kapitalismus – von seiner Entstehung bis zur Gegenwart, Göttingen 1980, Seite 40.

Schreckliche Gedanken. Doch seien Sie beruhigt: Was Professoren zum Thema »Kapitalismus« verzapfen, ist nichts als *Nonsense*, ist schlichter Quatsch, seien es nun »rechte« Professoren wie **Milton Friedman** und **Irving Kristol** oder »linke« Professoren, wie **Ernest Mandel** und **Robert Heilbroner**. Der Herr Professor Heilbroner überschreibt sein Kapitel, mit dem er den Kapitalismus endlich erklären möchte, mit einem: »The Drive to A-mass Capital« und erklärt diesen »Drive«:²

»This is the use of wealth in various forms, not as an end in itself, but as a means for gathering **more wealth**.«

Es bleibt unerfindlich, wieso solche niveaulosen Neiderwecker und Die-Kapitalisten-kriegen-den-Hals-nicht-voll-Theoretiker auch noch auf Steuerzahler-Kosten durchgefüttert werden. Primitiver geht's nicht. Dümmer aber auch nicht.

Die Geschäftsleute in Hongkong waren wenigstens ehrlich. Sie haben ihre Beratungen abgebrochen, weil sie »Kapitalismus«, das Wesen der freien Wirtschaft, nicht definieren konnten. Professoren sind nicht so bescheiden. Sie schreiben fröhlich drauf los, weil sie für das, was sie da von sich geben, schließlich auch gar nicht einstecken müssen. *Professoren sind Lebenszeitbeamte. Sie stehen außerhalb des Kapitalismus und können ihn schon deshalb nie begreifen.* Und obwohl sie ihn nicht begriffen haben, dürfen sie jede Menge Bücher über »Kapitalismus« schreiben. Warum auch nicht? Als unkündbaren Beamten kann ihnen doch nichts passieren, wenn sie Unfug anrichten.

Das Buch, das Sie jetzt in Händen halten, müssen Sie lesen. Und Sie werden es lesen.

Denn es erklärt Ihnen, wie Wirtschaft wirklich funktioniert. Wie das mit dem Geld ist, mit dem Geldverdienen und dem Geldverlieren. Wie Konjunkturen entstehen, was Inflation ist, und was der Staat für eine Rolle dabei spielt. Warum wir vor der schwersten Wirtschaftskrise aller Zeiten stehen, wie man sie überlebt und dabei noch einen maximalen Reibach macht.

Dieses Buch behandelt den »Kapitalismus«. Das ist ein Reizwort. Die Linken denken gleich an Ausbeutung, Flick und andere. Die Rechten hören das Wort nicht gern, wiewohl sie das Kapital kommandieren. Sie sagen lieber »Marktwirtschaft«, und garnieren das Wort noch mit einem »sozial«, damit sie nur ja von den Linken in Ruhe gelassen werden.

Kapitalismus, Marktwirtschaft, Sozialismus: alle diese Bezeichnungen sind Schall und Rauch. Sie interessieren uns nur am Rande. Denn wir wollen weder Partei ergreifen noch Angriffskriege starten. Was hier in diesem Buch erklärt wird, ist *Wirtschaft* schlechthin.

Ganz einfach Wirtschaft.

Warum die Menschen wirtschaften, und nicht vielmehr nicht. Was die Schulden dabei für eine Rolle spielen. Die Schulden, die jeder sich selber gegenüber hat, und die Schulden, die wir anderen gegenüber haben.

Wieso der Kapitalismus in der Geschichte immer wieder verschwunden ist, und weshalb er jetzt auf die höchste Stufe katapultiert wurde. Wer dabei geholfen hat.

Warum die offiziell gelehrten Wirtschafts-Theorien nur für den Kindergarten taugen, weil sie nur das lehren, was Kinder gebrauchen können: *Tauschwirtschaft*.

Weshalb wir die schönste Aktien-Hausse aller Zeiten erleben durften, warum diese Hausse in einem Crash der Extra-Klasse enden wird.

Dieses Buch behandelt nur am Rande »Politik«. Die Demokratien, so wie wir sie heute kennen, wird es in ein paar Jahren ohnehin nicht mehr geben. Neue politische Kräfte zeigen sich schon am Horizont: La Rouche in den USA, Le Pen in Frankreich. Lachen Sie nicht über solche Hohlköpfe. 1926 galt Adolf Hitler noch nicht mal als Witzfigur. Er wurde einfach übersehen.

Wenn die Welt in einem Großen Krieg zu Ende geht, dann können Sie aus diesem Buch gewisse Zeitvorstellungen gewinnen: Es dürfte etwa fünf bis zehn Jahre nach dem Tiefpunkt der schweren Depression sein, die vor uns liegt. Da dieser Tiefpunkt auch noch gut ein Jahrhundert von uns weg ist, haben wir eine Friedensperiode vor uns, in der freilich die wirtschaftlichen und dann die politischen Spannungen immer höher steigen werden wie das Wasser im Stausee nach dem Regen.

² **Robert L. Heilbroner**, *The Nature and Logic of Capitalism*, New York - London 1985, Seite 33 ff., Zitat Seite 34 f. Heilbroner gilt als »großer Kopf« und Ostküsten-Darling.

Dieses Buch hat viele Väter.

Zunächst müssen wir von den Bremer Wissenschaftlern **Gunnar Heinsohn** und **Otto Steiger** sprechen. Sie sind als erste darauf gekommen, dass der Unterschied zwischen Kapitalismus und Sozialismus nicht in der Eigentums-Frage liegt (hier privat - dort staatlich) und auch nicht in der Steuerung der wirtschaftlichen Produktion, hier per Markt, dort per Plan.

Gunnar Heinsohn und Otto Steiger haben Kapitalismus als das definiert, was er wirklich ist: *ein Wirtschaftssystem, in dem verschuldete Privateigentümer versuchen, dem permanent auf ihnen liegenden Liquiditätsdruck zu entkommen*. Alles weitere ergibt sich aus dieser genialen Trouvaille von selbst. Wenn wir das Wirtschaften von der Schuld, von den Schulden her definieren, ist das Phänomen des *Zinses* das nächste, das sich zeigt. Während es Schulden gibt, läuft *Zeit*. Läuft Zeit, wird die Lage des Schuldners immer schlimmer. **Walter Lüftl** hat mit dem unbestechlichen Auge des forensisch geschulten, naturwissenschaftlichen Sachverständigen den Einbau von Zeit in den wirtschaftlichen Ablauf bewerkstelligt. Mit einem überlegen geführten Streich hat er der herrschenden Lehre von der »positiven Rolle« der *Staatsverschuldung* für den wirtschaftlichen Ablauf den Garaus gemacht: Sobald Staatsverschuldung schneller steigt als die gesamte Wirtschaft wächst, auf die sich dieser Staat bezieht, kommt es in berechenbar endlicher Zeit zum Untergang.

Wirtschaften als Schuldenmachen und der Lauf von Schulden über die Zeit – damit war das Tor geöffnet. Nach intensivem Studium der Marxschen Vorstellungen vom Wirtschafts-Kreislauf gelang **Paul C. Martin** schließlich die Synthese: Ein Wirtschaften, in dem alle Produktion vorfinanziert ist und in dem Zeit abläuft: Das ist Kapitalismus. Nichts anderes.

Kapitalismus ist etwas, das es gar nicht geben dürfte. Denn jemand, der seine Produktion vorfinanziert hat, kann zwar vom Markt die Kosten seiner Produktion zurück erwarten. Aber niemals die Kosten der Vorfinanzierung selbst und auch niemals die Prämie für das Risiko, dass er sich überhaupt aufs Produzieren eingelassen hat, an dessen Ende - allein durch Zeitablauf - immer und ehern eines wartet: der Bankrott.

Wie kann der Kapitalist die Zinsen der Vorfinanzierung einspielen, wie Gewinn »machen«? Wo kommt das Geld her, wie Marx, wohl ahnend, dass er damit an die Grenzen seiner Intelligenz gestoßen war, so eindringlich fragte: Wo kommt das Geld her, um den Mehrwert zu versilbern?

In zahlreichen Seminaren, wo es um den leider unvermeidlichen Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaft, wo es um »Crash« und »Krise« ging, wurde die neue Theorie immer wieder vorgetragen und diskutiert. **Walter Hirt** und **Peter Schurr** waren in zahlreichen Gesprächen entscheidende Helfer.

Alles am Phänomen »Wirtschaft« ist mit diesem Buch enträtselt bzw. lässt sich mit Hilfe dieser neuen Kapitalismus-Theorie, die »Debitismus« heißen soll, enträtseln. Wobei alles so nahtlos ineinander passt, dass die eine Frage offenblieb:

Warum hat es niemand früher geschafft, den Kapitalismus, das menschliche Wirtschaften in der Zeit zu enträtseln? Sinnlose Bibliotheken sind entstanden, Hunderttausende von Ökonomen und Wirtschaftsexperten haben immer wieder den gleichen Denkfehler gemacht, haben immer wieder *Wirtschaft* als *Tauschen* und *Geld* als *Tauschmittel* darin begriffen. Warum? Und warum ist es das Jahr 1986, da alles klar geworden ist?

Wir wissen es nicht. Vermutungen, dass es tatsächlich schon »früher« Menschen gegeben hat, die genau gewusst haben, wie Wirtschaften wirklich funktioniert, die aber dieses Wissen als herrschaftlich für sich behalten und nur daraus gewaltige Profite gezogen haben (man denke nur an die unausweichlichen Börsen-Explosionen, die beim Umschlag von Inflation in Deflation immer wieder ablaufen müssen!), solchen Mutmaßungen wird nachgegangen.

Zürich und Wien,
Juli 1986

Paul C. Martin
Walter Lüftl

2. DAS LOCH

Was allen Theorien über die Wirtschaft fehlt, wie nahe Karl Marx der Lösung des großen Rätsels »Kapitalismus« gewesen ist und warum er dennoch scheiterte, welche Rolle Dagobert Duck und König Laurin dabei spielen, was Rosa Luxemburg entdeckte, warum der »Kapitalismus« ein Kettenbrief-System ist, und wann »Kapital« und »Kapitalisten« auftreten.

»Like eggs, there are only two kinds of theories: good ones and bad ones.«

Paul A. Samuelson, »Economics« (1948)

2.1. DAS LOCH IN DER MITTE

Jede zweite Nachricht, die wir heute hören, hat etwas mit Wirtschaft zu tun. Und das Schlimmste dabei: Zu jeder Nachricht gibt es meistens zwei Meinungen.

Nachricht: Der Ölpreis fällt.

Erste Meinung: Das ist wunderbar, wir können das Geld, das wir bei Öl und Benzin sparen, jetzt für andere Sachen ausgeben. Diese zusätzlichen Ausgaben kurbeln die Wirtschaft an. Ein riesiger Konjunkturaufschwung steht uns bevor.

Zweite Meinung: Das ist ganz schlecht. Denn die Ölstaaten, die nun weniger Geld haben, können weniger bei uns einkaufen, unsere Exporte brechen zusammen. Wir starten in eine schwere Krise. Außerdem werden Ölstaaten wie Mexiko, die große Auslandsschulden haben, endgültig pleite sein. Und wer pleite ist, kann nichts mehr kaufen.

Nachricht: Die Löhne steigen.

Erste Meinung: Das ist schlecht. Je höher die Lohnkosten, umso höher die Kosten insgesamt. Das verschlechtert unsere Stellung auf dem Weltmarkt, wir werden Absatz verlieren.

Zweite Meinung: Das ist prima. Je mehr Lohn und Gehalt die Arbeitnehmer auf dem Konto haben, umso mehr können sie jetzt ausgeben, also bessert sich dadurch die Lage der Unternehmen, sie werden Absatz gewinnen.

Nachricht: Der Staat macht Defizit.

Erste Meinung: Das ist fein. Denn jetzt kommt zusätzliches Geld in die Wirtschaft, kurbelt an, wird endlich dafür sorgen, dass die Arbeitslosen von der Straße kommen. Wir danken dem Staat für diese weitsichtige Politik.

Zweite Meinung: Das ist gar nicht gut. Der Staat muss sich das Geld, das er für seine Ausgabenprogramme braucht, auf dem Kapitalmarkt besorgen. Dieses zusätzliche Schuldenmachen treibt die Zinsen hoch. Bei hohen Zinsen werden die Unternehmer weniger investieren, weil das Geld zu teuer ist. Weniger Investition bedeutet aber weniger Arbeitsplätze. Wir verfluchen die öffentliche Hand wegen ihrer kurzfristigen Verschwendungssucht.

Hinter jeder Meinung steckt eine *Theorie*.

Und da es so viele Theorien über Wirtschaft gibt, wie man sich nur wünschen kann, ist nichts leichter, als für jeden Tatbestand sowohl ein »Prima« als auch ein »Großer Mist« zu konstruieren.

Es gibt keine wirtschaftliche Bewegung und erst recht keine wirtschaftspolitische Maßnahme, die ein erfahrener Ökonom nicht in die eine oder die andere Richtung interpretieren kann.

Über die Wirtschaftstheorie, die heute an Tausenden von Universitäten und Instituten gelehrt wird, kann man mit dem großen französischen Politiker **Georges Clemenceau** seufzen:

»Alles ist richtig, nichts ist richtig. Das ist der Weisheit letzter Schluss.«

Jede zweite Nachricht, die wir heute hören, hat etwas mit Wirtschaft zu tun. Aber kaum hören wir die Nachricht, schalten wir innerlich ab. Das hat drei Gründe:

1. Vielen ist Wirtschaft einfach »zu hoch«. Wer hat schon Lust, über so Worte nachzudenken, wie »Sozialprodukt«, »Grenzausgleich« oder »Diskontsenkung«. Das sind Dinge, die im normalen täglichen Leben nirgendwo erscheinen. Wirtschaftssendungen im Fernsehen haben lächerliche Einschaltquoten, obwohl sich die Moderatoren alle Mühe geben, möglichst flott vorzutragen und die behandelten Themen »optisch aufzubereiten«. Aber auch die schönste Grafik mit elektronischer Spritzpistole vor dunkelblauem Hintergrund nutzt gar nichts. Die Leute interessiert es einfach nicht.
Das amerikanische Fernsehen hat daraus längst die Konsequenz gezogen. Sendungen mit dem Titel »Wirtschaft« existieren drüben einfach nicht. Alles, was den Zuschauer interessiert, ist »Geld«. Denn darunter kann er sich sein eigenes Geld, sein »Einkommen« vorstellen. Da schaut er dann hin.
2. Vielen ist das dauernde »Pro und Contra« einfach langweilig. Egal, was auf der weiten Welt geschieht, die einen sagen, das sei gut für uns, die anderen, das sei schlecht. Dadurch wird der Zuschauer verwirrt und zieht sich in ein Schneckenhaus zurück: *Ihn interessiert nur noch, was sein Einkommen unmittelbar beeinflusst, sein laufendes Einkommen in der unmittelbaren Gegenwart.*

Die Zukunft bedeutet ihm wenig. Sogenannte »Langzeiteffekte« sagen ihm nichts. Selbst wenn dramatische Entwicklungen vorprogrammiert sind, wenn beispielsweise langanhaltende gewaltige Defizite gefahren werden, die eines Tages doch zum Ausgleich oder zur Zahlung anstehen müssen: der Zuschauer sinkt mit einem »Das wird schon nicht so schlimm werden« oder: »Das haben die da oben dann im Griff« wieder in seinen Sessel zurück und schaltet um auf eine Unterhaltungssendung.

3. Die Leute, die etwas von Wirtschaft »verstehen«, haben sich bis heute auf keine allgemein anerkannte »Theorie« geeinigt, wie denn nun Wirtschaft letztlich »funktioniert«. Jede Diskussion endet *in endlosen Streitereien unter Experten*, und das ist etwas, was auch den Gutwilligsten vergraut. In stillen Stunden geben die Experten in Sachen Wirtschaft dies unumwunden zu. Der amerikanische Wirtschafts-Professor **Muncur Olson**, er lehrt an der weltberühmten Yale-Universität, hat dies in seinem neuesten Buch »Aufstieg und Niedergang von Nationen« klar formuliert:³

»Alle bekannten makro-ökonomischen Theorien, obwohl voller tiefer und unverzichtbarer Einsichten, sind in diesem Sinne *verhängnisvoll unvollständig* – jede Theorie hat ein Loch genau in der Mitte.« (Seite 242)

»Makro-ökonomisch« (auch wieder so ein schreckliches Wort) bezieht sich auf die gesamte Wirtschaft, im Gegensatz zu mikro-ökonomisch, worunter Theorien über einzelne Erscheinungen innerhalb des großen Ganzen verstanden werden. Makro-ökonomische Theorien behandeln: Arbeitslosigkeit, Wachstumsraten, das Preisniveau. Mikro-ökonomische sind zuständig für: Kostenrechnung, Absatzplanung, Bilanzen.

Auf den nächsten Seiten wird das »Loch in der Mitte« aufgefüllt. Wir werden eine Theorie der Wirtschaft entwickeln, die - endlich - stimmt. Die deshalb auch mit den bisher gelehrtten Wirtschafts-Theorien in einigen Punkten übereinstimmt.

Was an den alten Theorien nicht stimmt, wo sie also ihr Loch haben, soll auch gezeigt werden. Es ist gar nicht so schwer – vorausgesetzt, man hat das Loch erst einmal gefunden.

³ **Mancur Olson**, Aufstieg und Niedergang von Nationen, Tübingen 1985. Olson erklärt, was den »Niedergang« beschleunigt, nämlich die Existenz von Kollektiv-Monopolen wie Gewerkschaften, die verhindern, dass sich in einer Disinflation bzw. Deflation das Preis- (und Lohn-!) Niveau in allen Bereichen der Wirtschaft gleichmäßig »anpasst«, was zu beschleunigter Arbeitslosigkeit und Depression führt; Olson erklärt aber nicht, woher die Disinflation bzw. Deflation *ursprünglich* kommt.

2.2. KARL MARX WAR SEHR NAHE DRAN

Kein Mensch hat sich verbissener mit der Wirtschaft beschäftigt als **Karl Marx**. Und beinahe ist es ihm auch gelungen, sie zu enträtseln. Um endlich das »Loch« zu finden, um es aufzufüllen, müssen wir dort einsetzen, wo Marx gescheitert ist.

Dazu nehmen wir den zweiten Band des Marxschen Hauptwerks zur Hand. Er trägt den Titel: »Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Zweiter Band. II. Buch: Der Cirkulationsprozess des Kapitals«. ⁴

Das Wort »Cirkulation« ist die entscheidende Spur, die uns weiterführen wird.

Im ersten Band des »Kapitals«, das sei kurz in Erinnerung gerufen, hat Marx umständlich zu beweisen versucht, dass die Kapitalisten die Arbeiter »ausbeuten«, weil sie ihnen weniger Geld als Lohn zahlen, als ihnen »eigentlich« zusteht. Die Differenz zwischen dem, was die Arbeiter »in Wirklichkeit« an »Wert« schaffen und dem, was sie dann auf der Hand behalten dürfen, nennt Marx den »Mehrwert«. Den behält und verwendet der Kapitalist für sich.

Die Marxsche Mehrwert-Theorie ist schon im Ansatz falsch, weil ein Apfel mit einer Birne verglichen wird, ein »Wert« mit einem »Preis«. Auch der »Lohn« ist ein Preis, eben der für eine ganz bestimmte Arbeitskraft zu einer ganz bestimmten Arbeitszeit. Die Behauptung, etwas sei schließlich »mehr wert« als es »gekostet« habe, wird nicht dadurch richtig, dass man sie mit anklagend erhobenem Zeigefinger ausspricht. ⁵ Dem Arbeiter ergeht es bei Marx wie einem Künstler, der auch immer unwidersprochen behaupten kann, seine Kunst hätte die »ihr gebührende Anerkennung« noch nicht »gefunden«. Über solche Dinge kann man herrlich streiten, weil sich in »Wert«-Fragen niemals etwas Gültiges aussagen lässt.

Es ist aber auch völlig belanglos, ob die Marxsche Mehrwert-Theorie »richtig« ist oder »falsch«. Entscheidend sind vielmehr jene Dinge, die sich *rechnen* lassen. Daran hat sich Marx selbst versucht, und daran ist er gescheitert.

Im zweiten Band des »Kapitals«, den Engels als einen Haufen ungeordneter Manuskriptseiten vorfand, die zum Teil mitten im Satz abbrachen, geht es um die Frage, wie man denn den »Mehrwert« konkreter fassen könne. Wenn der »Mehrwert« existiert, müsste er ja schließlich irgendwo erscheinen, sich in Mark und Pfennig fassen lassen. Die »Ausbeutung« gibt logischerweise nur dann einen Sinn, wenn der Ausbeuter (Kapitalist) das, was er aus dem Ausgebeuteten (Arbeiter) herausquetscht, letztlich *in irgendeiner Kasse klingeln hört*.

Der Mehrwert wäre ja dann am höchsten, wenn die Arbeiter überhaupt keinen Lohn erhielten. Denn weniger als nichts kann auch der schrecklichste Ausbeuter nicht bezahlen. Dann würden die Ärmsten von morgens bis abends in den Fabrikhallen stehen und Unmengen von irgendwelchen Produkten erzeugen, Schornsteinfegerkugeln zum Beispiel. Der Kapitalist hätte wunderschön polierte, sehr »wert«volle Schornsteinfegerkugeln überall herumliegen. Doch das ist kein Mehrwert.

Das Problem, und das erkennt der kluge Marx sehr scharf, ist nicht der Mehrwert, *sondern es ist die »Realisierung des Mehrwerts«*:

»Die Frage ist also nicht: Wo kommt der Mehrwert her? Sondern: **Wo kommt das Geld her, um ihn zu versilbern?**« (Seite 318)

Es muss »Geld« zirkulieren, damit der Kapitalist schließlich auch etwas hat von der Ausbeuterei, nämlich *Geld*. Aber dieses Geld ist nicht von vorneherein in der Wirtschaft »vorhanden«, es wächst auch nicht auf irgendwelchen geheimnisvollen Bäumen in verschwiegenen Hainen, sondern es gibt nur eine Klasse, die Geld hat, die also das Geld auch in die »Cirkulation« abgeben kann: Die Kapitalisten sind es selbst.

Karl Marx merkt, wie er ins Schleudern kommt. Er braucht seine Kapitalisten nicht nur, damit sie die armen Arbeiter ausbeuten, sondern auch, damit sie Geld in die »Cirkulation« tun, das gleiche Geld, das sie anschließend - bei der Realisierung des Mehrwerts - wieder herausnehmen wollen:

»Das in der Form von Geldkapital vorgeschossene cirkulierende Kapital von 500 £ ... sei das cirkulierende Gesamtkapital der Gesellschaft, d. h. der Kapitalistenklasse. Der Mehrwert sei 100 £. **Wie kann nun die ganze Kapitalistenklasse beständig 600 £ aus der Cirkulation herausziehen, wenn sie beständig nur 500 £ hineinwirft?** ... (Der) zuschüssige Mehrwert von 100 £ ist in Warenform in die Cirkulation geworfen. Darüber besteht kein Zweifel. Aber durch dieselbe Operation ist **nicht** das zuschüssige Geld für die Cirkulation dieses zuschüssigen Warenwerts gegeben.« (Seite 319)

⁴ Der zweite Band erschien zwei Jahre nach dem Tode von Marx, herausgegeben von seinem Freund **Friedrich Engels**, Hamburg IK85. Die angegebenen Seitenzahlen stammen aus dieser ersten Ausgabe.

⁵ Wenn Fachleute etwa vor Gericht »Wert«-Schätzungen abgeben, gehen sie zwar vom Preis aus, machen dann aber im Regelfall einen Abschlag für »verlorenen Aufwand«, d. h., grundsätzlich ist jedes Ding weniger wert, als es gekostet hat. Schon von daher kann es keinen Marxschen Mehrwert über den Preis geben!

Trotz der alten Sprache («zuschüssig» heißt so viel wie »zusätzlich«) erkennt man gleich: Damit ist der Meister fertig. Machen wir uns das mit einer Grafik klar (siehe Abbildung 1).

Karl Marx hatte bei seiner Betrachtung eine weitere Voraussetzung eingebaut, die dem Kapitalisten einen noch viel größeren Vorteil zuschanzt als nur den, das Kapital zu besitzen und also die Arbeiter ausbeuten zu können, die ihrerseits ganz arm sind.

Die Kapitalisten besitzen im Marxschen Modell *außer allem Kapital noch alles Bargeld!* **Mit dem Kapital allein könnte nämlich überhaupt kein Kapitalismus starten!** Dazu muss auch noch Bargeld in Höhe der »Cirkulationsmittel« vorhanden sein, und zwar in den Händen der Kapitalisten, die ja sonst nichts hätten, womit sie Löhne bezahlen, d.h. die Ausbeutung beginnen könnten.

Die Kapitalisten sind in Wahrheit also *noch viel, viel reicher*, als Marx zum Ausdruck bringt. Er wirft den Kapitalisten nämlich nur vor, **Kapital** zu besitzen. Also Fabriken und Maschinen, mit deren Hilfe sie die Arbeiter ausbeuten können. Von den ungeheuren *sonstigen* Reichtümern, und zwar in Form von **Bargeld**, spricht er nicht.

Das aber ist der alles entscheidende Punkt, den er übersehen hat.

Das Bargeld ist das Loch in seiner Theorie.



Abbildung 1: Das »Kreislauf«-Schema von Karl Marx. Die Kapitalisten wollen mehr aus der Zirkulation herausholen als sie an die Zirkulation abgegeben haben.

2.3. ONKEL DAGOBERT & KÖNIG LAURIN

Im weiteren Verlauf seiner Analyse versucht Marx eine Menge Tricks, um der selbstgestellten Falle zu entgehen, die da lautet: *Wie können die Kapitalisten am Ende mehr Geld haben als am Anfang, wo sie doch immer nur so viel Geld kassieren können, wie sie vorher ausgezahlt haben?*

Dies aber ist, wie wir sehen werden, das Grundproblem der gesamten Wirtschaft überhaupt. Wenn die Produktion, ganz gleich ob in Form von Kapitalkosten und/oder Lohnkosten, vorfinanziert ist, kann das Geld, das zum Schluss wieder in die Betriebe, in die Hände der Kapitalisten zurückfließt, immer nur dem Geld entsprechen, das die gleichen Betriebe, die gleichen Kapitalisten zu Beginn und im Verlauf der Produktion selbst ausgezahlt haben.

Woher kommt dann der Gewinn?

Ob wir »Gewinn« sagen oder »Mehrwert« spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle. Beide Male geht es darum, dass diejenigen, die etwas auszahlen, *mehr zurückerwarten*, als sie ausgezahlt haben.

Wo kommt also das Geld her, um den Gewinn, alias den Mehrwert zu realisieren?

Marx selbst bietet zwei Lösungen an: die Truhe und das Bergwerk.

1. Lösung: Die Truhe. Marx schreibt:

»In der Tat, so paradox es auf den ersten Blick scheint, die Kapitalistenklasse *selbst* wirft das Geld in die Cirkulation, das zur Realisierung des in den Waren steckenden Mehrwerts dient.« (Seite 323)

Aha. Der *Gewinn* wird also vom Unternehmer auch noch finanziert, nicht nur das *Kapital* und die *Löhne*. Marx hatte ein wahrlich grenzenloses Vertrauen in die von ihm so gehassten Ausbeuter. Geld spielt für die wohl überhaupt keine Rolle. Egal, wie viel Geld die Kapitalisten auch benötigen, es ist vorhanden. Vermutlich liegt es in einer riesigen Truhe im Keller, wobei diese Truhe noch über den großen Vorzug gebietet, keinen Boden zu besitzen. Egal, wie hoch die Kosten auch sein mögen, wie gewaltig auch der Mehrwert ist, den die Kapitalisten aus den armen Arbeitern pressen - immer ist genügend Bares da, um alles vorzufinanzieren.

Schauen wir uns ein Beispiel an, das der Meister aufischt:

»Nehmen wir einen einzelnen Kapitalisten, der *sein Geschäft eröffnet* ... Während des ersten Jahres *schießt er* ein Geldkapital, sage von 5000 £ vor, in Zahlung von Produktionsmitteln (4000 £) und von Arbeitskraft (1000 £). Die Mehrwertrate sei 100%, der von ihm angeeignete Mehrwert = 1000 £. Die obigen 5000 £ schließen alles Geld ein, was er als Geldkapital *vorschießt*. Aber der Mann muss auch leben, und er nimmt kein Geld ein vor Ende des Jahrs. Sein Konsum betrage 1000 £. Diese muss er *besitzen* ...« (Seite 323)

Und was passiert? Erraten, der Kapitalist schießt das Geld für seinen eigenen Konsum vor. Es sind just jene 1000 £, die er als Mehrwert« kassieren wollte.

Was nun aber doch die Frage aufwirft: Was soll denn dann der ganze Kapitalismus? *Nachher* hat der Unternehmer genauso viel wie *vorher*. Der ganze Zweck der kapitalistischen Übung war es, ein Jahr lang auf Kosten der Arbeiter zu leben, und zwar sagenhaft zu leben. Denn er hat für sich allein so viel verkonsumiert, wie die Arbeiter insgesamt zum Leben hatten. Welche Leber, welches Herz hält so ein Leben aus?

Außerdem stand der Kapitalist unter extremem Stress. Als jemand, der »sein Geschäft eröffnet«, operiert er gegen scharfe Konkurrenz. Er kann auch scheitern. Warum hat er sich das Leben nicht leichter gemacht? Immerhin besaß er sehr, sehr viel Geld: 6000 £. Hätte er davon nicht bequem leben können? Bei nur 5 Prozent Zinsen wären das doch auch schon 300 £ im Jahr gewesen, fast ein Drittel des Geldes, das alle seine Arbeiter einstreichen!

Und wenn uns schon Marx einen solchen Prasser vorführt: Warum war der Mann nicht noch viel gieriger?

Warum kassiert er nur 1000 £ Mehrwert? Warum nicht das Doppelte, das Dreifache, das Zehnfache? Wozu diese Bescheidenheit? *Das »Geld«, um jeden Mehrwert vorzufinanzieren, ist in der Truhe ohne Zweifel vorhanden*. Denn wenn schon 1000 £ in diesem Behältnis ohne Boden schlummern, liegen sicher auch 10.000 £ dort unten. Denn genauso wenig, wie Marx eine Begründung für die 1000 £ liefert, könnte er eine für 10.000 £ geben.

Der Unternehmer, den uns Marx vorstellt, ist in Wahrheit gar kein »Kapitalist«.

Es ist Dagobert Duck.

2. Lösung: Das Bergwerk. Marx schreibt:

»Die zuschüssigen Waren, die sich in Geld zu verwandeln haben, finden die *nötige Geldsumme* vor, weil auf der anderen Seite, nicht durch Austausch, *sondern durch die Produktion selbst* zuschüssiges Gold (und Silber) in die Cirkulation *geworfen* wird, das sich in Waren zu verwandeln hat.« (Seite 334)

Aha. Falls doch irgendwann die Truhen der Kapitalisten leer werden sollten, stellt auch das kein Problem dar. Denn neues, zusätzliches (»zuschüssiges«) Geld erscheint in Form von zusätzlichem Gold und Silber. Damit kann dem vorgeführten System des Kapitalismus nun wirklich nichts mehr passieren.

Notfalls werden die im Schoß der Erde ruhenden Gold- und Silberschätze etwas zügiger gehoben, so dass sich letztlich alle Produktionsmittel und alle Arbeitskräfte vorfinanzieren lassen und überdies noch jeder Mehrwert in jeder gewünschten Höhe.

Der Kapitalist ist nicht nur Dagobert Duck.

Sondern auch noch König Laurin.

2.4. DIE ROSA LUXEMBURG HAT DEN SCHWINDEL FIX DURCHSCHAUT

Zum volkstümlichen Preis von 10 Mark erschien 1913 im Verlag »Buchhandlung Vorwärts« ein 446 Seiten schwerer Wälzer mit dem Titel »Die Akkumulation des Kapitals«. Verfasserin war die 42jährige Lehrerin für Nationalökonomie an der zentralen Parteischule der SPD in Berlin, Dr. phil. **Rosa Luxemburg**.

Das Buch setzt dort an, wo den Meister Marx seine intellektuellen Kräfte verlassen hatten, bei der Frage eben: *Wo kommt das Geld her, um den Mehrwert zu realisieren?* Über den zweiten Band des »Kapitals« war seit seinem Erscheinen in Deutschland nicht mehr diskutiert worden. Die SPD beschränkte sich vornehmlich auf die Popularisierung von Band I des »Kapitals«, also auf die Propagierung der einleuchtenden Tatsache, dass die Arbeiter »eigentlich« immer weniger Geld ausgezahlt bekämen, als ihnen »zusteht«. Mit solchen Behauptungen lassen sich wunderbare politische Effekte erzielen. Denn nichts erregt den Menschen bekanntlich mehr als die Vorstellung, betrogen zu sein. Darauf immer wieder herumzuhacken, die Marxsche »Mehrwert«-Welle also zu reiten, das war ein unschlagbares Erfolgsrezept. Und siehe da: 1912 konnte sich die SPD schon als stärkste Partei im Reichstag feiern lassen. Es war abzusehen, wann der erste Reichskanzler ein Sozi sein würde.

Der zweite Band des Kapitals spielte nur in der Diskussion der russischen Genossen eine Rolle, weil das große Reich im Osten weit davon entfernt schien, für eine »Revolution« gegen den Kapitalismus« reif zu sein. Kapitalisten musste man zwischen Petersburg und Wladiwostok mit der Lupe suchen. Das Zarenreich war in seiner Wirtschaftskraft bestenfalls so etwas wie ein »Schwellenland« in heutiger entwicklungspolitischer Terminologie.

Der zweite Band des »Kapitals« war für die russischen Genossen wichtig, weil Marx, der bei der »Realisierung« des Mehrwerts steckengeblieben war, im letzten Moment noch durch die Hintertür ins Freie strebte. Ihm war die Sache mit dem nur vom Kapitalisten »verkonsumierten« Mehrwert doch nicht ganz geheuer. Und da er in seinem volkswirtschaftlichen System ohnehin zwei »Abteilungen« vorgesehen hatte (in Abteilung I werden Konsumgüter produziert, in Abteilung II Produktionsmittel), schlängelte er sich flugs hinaus. Der viele Mehrwert würde natürlich nicht nur per Kaviar und Champagner verknallt. Sondern auch »investiert«, also zum bereits vorhandenen Kapital geschlagen. Was - ganz nebenbei - auch noch den Vorteil hatte, zu erklären, warum denn im Laufe der Jahre immer »mehr« Kapital erscheint.

Damit waren die russischen Genossen, zu denen auch ein junger Feuerkopf namens **Lenin** zählte, zufrieden: Auch in ihrem Land müsste sich, infolge der somit erklärten »Kapital-Akkumulation« eines Tages der volle Kapitalismus einstellen, den man dann per Revolution zu beseitigen hatte (»Akkumulation« kann man in heutigem Wortgebrauch als »Netto-Investition« bezeichnen, als das »neue« Kapital, das nach Abzug der Abschreibungen für das abgenutzte »alte« Kapital übrigbleibt).⁶

Nur die scharfsinnige Rosa Luxemburg ließ sich von diesen Finten nicht beeindrucken. Denn auch die schönste Akkumulation, die sich nunmehr aus dem Konsum-Verzicht der Kapitalisten ergibt, führt nicht an der Tatsache vorbei, *dass die verhassten Ausbeuter nachher nicht anders dastehen als vorher. Vorher hatten sie das Geld, nachher besitzen sie das Kapital.* Und zwar just Kapital in der Größe, in der sie vorher Geld in die Cirkulation gegeben hatten, was sie wiederum tun mussten, um den Mehrwert zu realisieren.

Immer ist es dasselbe: Es muss immer schon **vorher** »Geld« vorhanden sein, das dann **nachher wieder** vorhanden ist, nur eben in anderer Form. Rosa Luxemburg interpretiert noch einmal Marx:⁷

»Es folgt daraus, dass die Kapitalisten beider Abteilungen (die also Konsumgüter herstellen und jene, die »Kapitalgüter« fabrizieren, PCM), dass alle Kapitalisten außer einem **Geldbetrag** (!) für das variable Kapital auch noch **Vorratsgeld** (!) zur Realisierung des eigenen Mehrwerts in Konsumgegenständen in der Hand haben müssen ...

Daraus ergibt sich, dass nicht bloß die Kapitalisten I zur Deckung ihrer eigenen Konsumtion, sondern auch die Kapitalisten II zur Deckung ihres Bedarfs an konstantem Kapital gewisse **Geldbeträge** (!) in der Hand haben müssen ...

⁶ Über den Verlauf der »Realisations-Debatte« informiert am besten: **Roman Rosdolsky**, Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen »Kapitals«, Band II, Frankfurt und Wien 1968, Seite 524 ff., vor allem dann Seite 541 ff.: »Die Diskussion zwischen den »Narodniki« und den »legalen« russischen Marxisten« sowie Seite 556 ff.: »Lenins Realisierungstheorie«.

⁷ **Rosa Luxemburg**, Die Akkumulation des Kapitals, zitiert nach der Ausgabe Berlin 1923. Diese Ausgabe enthält ab Seite 381 die großartige Erwiderung der Autorin auf ihre Kritiker: »Die Akkumulation des Kapitals oder Was die Epigonen aus der Marxschen Theorie gemacht haben. Eine Antikritik.«

Ausrufe-Zeichen in wörtlichen Zitaten und andere Klammer-Zusätze dienen der Hervorhebung und sind regelmäßig nicht im Original enthalten.

Wie die **Geldsumme** auch verteilt war, nach dem vollzogenen gesellschaftlichen Gesamtaustausch befindet sich jede Kapitalistengruppe wieder im Besitz der gleichen **Geldsumme** (!), die sie in die Zirkulation geworfen hatte.« (Seite 57)

Man kann es in der Tat drehen und wenden, wie man will. Der Marxschen Kreislauftheorie geht es wie einem modernen Computer: Es kann nie mehr herauskommen, als hereingegeben wurde, nur eben in anderer Form. Ob man den Mehrwert für Kaviar und Champagner ausgibt oder ihn »aufhebt«, indem neue Maschinen gekauft werden, ob man gar aus beidem einen »Warenbrei« mischt, den die Marxisten gar nicht mögen, denn sie wollen ja auf die Kapital-Akkumulation hinaus, und die setzt eine säuberliche Trennung der beiden Abteilungen I und II voraus – es spielt alles keine Rolle:

»Das Geld, das dazu erforderlich ist, um allseitig diesen Warenaustausch zu vermitteln, kommt natürlich *aus der Tasche* der Kapitalistenklasse selbst – da ja jeder Unternehmer über das entsprechende **Geldkapital** (!) für seinen Betrieb im voraus verfügen muss - und kehrt ebenso natürlich nach vollzogenem Austausch vom Markt *in die Tasche* der Kapitalistenklasse zurück.« (Seite 388)

Für Marx existieren bekanntlich nur zwei Klassen: die Kapitalisten und die Arbeiter, die Ausbeuter und die Ausgebeuteten. Alle anderen Berufsgruppen wie Händler oder Beamte hatten nur die Funktion, den im eigentlichen Ort des Geschehens, in der Fabrik, erzeugten Mehrwert zu verteilen bzw. zu verkonsumieren. Nur dort, wo Kapital auf Arbeiter traf, konnte Mehrwert entstehen. Und nur wo Mehrwert entstand, konnte er auch akkumuliert werden, den Kapitalismus auf eine immer breitere Basis stellen. Diesem Marx versetzt nun seine glühendste Verehrerin Rosa Luxemburg, bezahlt aus Mitteln der damaligen marxistischen Partei, der SPD, den Todesstoß. Sie schreibt:

Man kann es drehen und wenden wie man will, so lange wir bei der Annahme bleiben, dass es in der Gesellschaft keine Schichten mehr gibt, als Kapitalisten und Lohnarbeiter, **ist es für die Kapitalisten als Gesamtklasse unmöglich, ihre überschüssigen Waren loszuwerden**, um den Mehrwert zu Geld zu machen und so Kapital akkumulieren zu können.« (Seite 395)

Dem von ihr gemeichelten Marx spendiert Rosa Luxemburg allerdings ein Wiederauferstehungs-Begräbnis. Natürlich habe der Meister recht gehabt, nur habe er es noch nicht wissen können: Außer den Kapitalisten und den Lohnarbeitern gibt es noch »**dritte Personen**«, die, in aller Welt verstreut lebend, den Ausbeutern bei der Realisierung des Mehrwerts helfen, den sie dann akkumulieren, also zu immer neuen Netto-Kapital-Investitionen verwenden können: *Es sind die lieben Menschen in jenen Ländern, die (noch) nicht kapitalistisch sind*. Der Kapitalismus ist so unversehens zum »Imperialismus« geworden, der sich weltweit immer neue Absatzmärkte zu erschließen weiß und ergo immer höhere Mehrwerte einstreichen kann.

Diesen Teil der Luxemburg-Theorie wollen wir einstweilen mit der Frage verlassen: Wo aber, liebe Rosa, haben die vielen Menschen in den nicht-kapitalistischen Ländern das »entsprechende Geldkapital« her? Haben sie das etwa jahrhundertlang gespart für den einen entscheidenden Augenblick, da die Kapitalisten bei ihnen an Land gehen würden? Warum haben denn diese armen Teufel ihr Geld nicht längst für sich selbst ausgegeben?

Rosa Luxemburg erweist sich bei ihrer tüchtigen Suche nach »neuen Quellen« zur Realisierung des Mehrwerts, das sei vorweggenommen, als erste Keynesianerin,⁸ als jemand also, der das Marxsche Problem mit Hilfe »zusätzlicher Nachfrage« zu lösen versucht, und meint dazu, ganz im Sinne der »modernen« »Beschäftigungstheorie«, die sich bekanntlich auf den englischen Lord **Keynes** zurückführt:

»Damit tatsächlich akkumuliert, d. h. die Produktion erweitert wird, dazu ist noch eine andere Bedingung notwendig: eine Erweiterung der zahlungsfähigen **Nachfrage** (!) nach Waren. Wo rührt nun die ständig **wachsende Nachfrage** (!!) her, die der fort-schreitenden Erweiterung der Produktion im Marxschen Schema zugrunde liegt?« (Seite 88)

⁸ Die englische Keynes-Adeptin, Cambridge-Professorin **Joan Robinson**, hat sehr schöne Parallelen zwischen **Luxemburg** und **Keynes** gefunden, in ihrer Einleitung zur ersten englischen Übersetzung (»The Accumulation of Capital«, London 1951).

Wir erleben hier, ganz nebenbei, einen jener Übergänge, mit deren Hilfe die Nationalökonomien ihre grundlegenden Schwierigkeiten elegant, dennoch ohne jede Logik, überbrücken. Eben noch war bei Rosa Luxemburg die Rede von »Geld«, das »erforderlich« sei, um die ganze Veranstaltung vom Mehrwert bis zur Akkumulation zu »vermitteln«. Jetzt ist aus dem »Geld« auf einmal »Nachfrage« geworden. Und nicht nur etwa »vorhandene« Nachfrage, sondern eine rätselhaft »erweiterte«, sogar »ständig wachsende Nachfrage«. Was irgendwie ganz plausibel klingt, dass »Geld« »vorhanden« ist, denn das haben ja im Zweifelsfall die Kapitalisten in ihren Truhen zuhause. Und auch die »ständig wachsende Nachfrage« ist doch wohl etwas, über das sich verständige Leute nicht groß unterhalten müssen. So etwas versteht sich doch von selbst, nicht wahr?

Auf diese ominöse »Nachfrage«, die natürlich nur mit Hilfe von »Geld« ausgeübt werden kann, kommen wir noch. Zunächst gilt es, den Geld-Begriff von Marx und seinen Anhängern ein wenig näher zu betrachten.

2.5. GESTATTEN, HERR DR. MARX, NUR EIN PAAR KLEINE FRAGEN ...

Dass die Marxsche Theorie wie die Gedankengebäude aller anderen Ökonomen auch mitten im Herz ein faustgroßes Loch hat, ist nicht mehr zu übersehen. Der Meister behauptet zwar, dass ein Mehrwert existiert - worüber man auch gar nicht streiten sollte. Nennen wir den Mehrwert doch Gewinn, das läuft zumindest im wichtigsten Punkte auf dasselbe hinaus: dass die Arbeiter halt mehr verdienen, wenn die Kapitalisten (Unternehmer) diesen Gewinn nicht an sich selbst oder ihre Aktionäre, sondern an die Arbeiter ausschütten würden.

Aber der Meister kann nicht erklären, wie der vermaledeite Profit anders in die Taschen der Kapitalisten gelangen kann als dadurch, dass er in gleicher Höhe vorher die Taschen der Kapitalisten verlässt. Wozu die ganze Übung?

Andererseits ist die Marxsche »Cirkulations«-, alias Kreislauf-Theorie absolut richtig. Nur das kann irgendwohin zufließen, was vorher dort auch abgeflossen ist.⁹ (Die Mätzchen mit den »dritten Personen« und anderen prokapitalistischen Wohltätern in aller Welt, die auch Rosa Luxemburg aufischt, lassen wir hier noch beiseite.)

Was nun?

Der Fehler liegt bei Marx nicht im »Mehrwert« und erst recht nicht in der »Cirkulation«, sondern im »Geld«. Davon hat er keine Ahnung. *Es ist kaum zu fassen, wie die bürgerliche Marx-Kritik immer wieder dieses Loch übersehen konnte.* Enorme Bücher sind geschrieben worden, um Marx zu »widerlegen«, und zum Schluss hat sich die bürgerliche Welt damit getröstet, dass Marx nicht »stimmt«, weil er ja »nicht recht behalten hat«: Die von Marx vorhergesagte »Verelendung« ist nicht eingetreten. Doch ans Naheliegende hat niemand gedacht: Karl Marx zu fragen: Was ist das eigentlich für »Geld«, lieber Herr, von dem Sie da immer sprechen?

Das »Geld« spielt für Marx nämlich eine viel wichtigere Rolle als das »Kapital«. Kapitalisten ohne Kapital sind vorstellbar, zum Beispiel solche, die *noch nicht* mit der Ausbeuterei angefangen haben. Aber Kapitalisten ohne »Geld« sind nicht denkbar.

Das wichtigste Kennzeichen des ganzen »Marxismus« ist nicht die Tatsache, dass es »Kapital« oder »Kapitalisten« gibt, sondern dass immer ausreichend »Geld« für alles vorhanden ist.

Will ein Noch-Nicht-Kapitalist zum Kapitalisten, zum richtigen Ausbeuter mit Arbeitern und so werden: ganz einfach, er muss nur sein »Geld« nehmen, und sich die Produktionsmittel besorgen, Fabriken und Maschinen kaufen. Dann strömen die Arbeiter herbei, die nackte Not prügelt sie in die Fabrikhallen. Kein Problem für unseren Kapitalisten: Das »Geld« für die Löhne liegt schon bereit (nicht zu viel natürlich, denn es soll ja ausgebeutet werden). Dann die Sache mit dem *Mehrwert*: Auch sofort erledigt, der Kapitalist greift wieder in seine bodenlose Truhe und holt jeden gewünschten Betrag hervor, gibt ihn an den Kreislauf ab und holt ihn sich per realisierten Mehrwert wenig später zurück.

Marx setzt das »Geld« als *Grundlage seines Systems* immer voraus, ohne in diesem Zusammenhang konkreter zu werden. **Vor allem erfährt niemand, wie viel Geld denn eigentlich schon »vorhanden« ist.**

Nehmen wir an (**Fall A**), Geld sei **unbegrenzt** vorhanden, dann müssen wir den Dr. Marx fragen, warum denn der Kapitalismus nicht schon längst »vollendet« ist. Warum muss immer noch »neues« Kapital geschaffen werden, es hätte doch schon längst geschaffen sein können. Wenn die Kapitalisten unendlich viel »Geld« haben, hätte es doch keinen Sinn gehabt zu warten. Worauf auch?

Ist das Geld aber **begrenzt (Fall B)**, müssen wir fragen, warum es überhaupt noch Geld gibt. Wenn die Idee, Geld in Kapital zu verwandeln so gut ist, wie Marx behauptet (mit »Geld« kann man niemanden ausbeuten, nur mit »Kapital«, von ausgebeutetem Einkommen lebt es sich aber komfortabler als von dem, was einem das Geld möglicherweise an Rendite spendiert), dann ist zu fragen, warum nicht schon längst alle Kapitalisten auf diese glänzende Idee gekommen sind. *Warum haben sie noch Geld behalten und nicht schon längst alles investiert?*

Wenn »Kapital« besser ist als »Geld« und wenn man jederzeit »Geld« in »Kapital« verwandeln kann, beweist allein die Tatsache, dass Geld immer noch in Kapital verwandelt wird, *dass es den Kapitalismus tatsächlich gar nicht gibt.*

Oder noch anders:

Wenn es für einen Menschen besser ist, »Kapital« als »Geld« zu haben, er sich aber »Kapital« nur mit »Geld« besorgen kann, dann muss sich jemand doch nur das für die kapitalistische Existenz benötigte Geld *leihen*, und schon liegt er vorn.

⁹ Das Marxsche Kreislauf-Schema wird von »bürgerlichen« Ökonomen nicht nur akzeptiert, sondern auch gelobt, vgl. **Erich Schneider**, Einführung in die Wirtschaftstheorie, IV, 1, Tübingen 1962, Seite 22: »Karl Marx hat ... dabei neue wesentliche Erkenntnisse gewonnen.« Der Marxsche Kreislauf wird ausführlich dargestellt (Seite 22-44).

Wenn die Margen korrekt sind, von denen Marx in seinem einen Beispiel schreibt (4000 für Kapital, 1000 für Löhne, 1000 im Mehrwert, alias Profit), dann kann sich doch wohl jedermann ohne Schwierigkeiten die 6000 besorgen; im Mehrwert steckt Luft für 10 Prozent Zinsen und 5 Prozent Tilgung p. a., und es bleiben noch 100 Pfund für den Unternehmer-Konsum, immerhin ein Zehntel der für alle ausgebeuteten Arbeiter ausgeschütteten Lohnsumme.

Ach, Meister Marx, du bist umzingelt!

Dein Problem ist das gleiche wie bei allen anderen Ökonomen auch: Du bist der Meinung, **dass es Geld »als solches« gibt**. Geld, das einfach »da« ist, das sich allen Künsten in Theorie und Praxis beliebig anpasst.

Doch das ist leider falsch.

Die Vorstellung von »Geld«, wer wird es Marx & Engels übelnehmen, war im 19. Jahrhundert, in dem die beiden lebten, einfach die von einem Haufen Goldstücken. Gold- und Silbermünzen, die sich im Laufe von Generationen angesammelt hatten, die nun so da rumliegen und die man einer besseren Verwendung zuzuführen hatte.

Die ganze Volkswirtschaftslehre nimmt im entscheidenden Punkt immer wieder zu diesem »Goldschatz« Zuflucht: zu einer Geld-»Menge«, alias zu einem Haufen Geld, der irgendwo liegt oder lagert, vornehmlich in Truhen, die bei den Kapitalisten (Unternehmern) im Keller stehen. Es gibt auch große Gewölbe, etwa beim »Staat« oder bei der »Notenbank«, wo diese Schätze lagern und Tag und Nacht nur darauf warten, »abgerufen« zu werden.

Bei Marx ruft der Kapitalist, bei den »modernen« Beschäftigungstheoretikern rufen die klugen Wirtschaftspolitiker und die unheimlich gescheiterten Notenbank-Präsidenten:

Hallo, Geld, bitte kommen!

Und schon ist es da, einfach aus den unerschöpflichen Truhen geschaufelt. Geld, für alle Zwecke dieser Erde, von der Realisierung des Mehrwerts bis hin zum flotten Arbeitsbeschaffungsprogramm. Geld, das sich graut, das sich langweilt, so allein im tiefen Keller in der unendlichen Truhe. Jetzt endlich darf es herauf und seine Kunststücke vollbringen.

Einem so bemühten Kopf wie Marx darf man diesen Denkfehler noch verzeihen, zumal im 19. Jahrhundert tatsächlich noch vielerorts solche Truhen existierten, es kaum Banken gab und vor allem »Geld« und »Gold« noch gleichbedeutend waren. Den heutigen »Ökonomen« darf dieser Schnitzer aber nicht mehr durchgelassen werden. Diese ganzen Theorien, ob von **Friedman**, ob von **Keynes**, sind schon vom Ansatz her verkehrt, *weil sie das Wesen von »Geld« und »Nachfrage« nicht verstanden haben*, niemals »als solche«, sondern immer nur auf Zeit und ergo verzinslich in der Welt zu sein.

Karl Marx ist ganz schnell abgefertigt, wenn man sich noch einmal sein Beispiel von den 1000 £ Mehrwert vor Augen führt, den der Kapitalist sozusagen an sich selbst »vorschießt«.

Der Kapitalist steht vor der Frage: Soll ich die 1000 £ tatsächlich zur Vorfinanzierung des Mehrwerts in die Zirkulation stecken? Ich könnte das Geld auch verzinslich anlegen.

Die Frage beantwortet sich schnell: Die 1000 £ für den Mehrwert zu verausgaben bringt unvergleichlich mehr. Woraufhin sich die nächste Frage anschließt: Kann ich mir bei einer solchen Rendite nicht noch 1000 £ zusätzlich besorgen, die ich mir verzinslich holen müsste?

Oder versetzen wir uns in die Lage des Kapitalisten, der zwar genug Geld hatte, um seine Fabrik auszustatten, der auch noch so viel hatte, um die Arbeiter ein Jahr lang zu bezahlen. Dem aber nur die 1000 £ fehlten, die aber unbedingt erforderlich sind, um den Mehrwert zu realisieren?

Der Kapitalist hat seinen Marx gelesen, weiß, dass er den Mehrwert nur kassieren kann, nachdem er ihn vorfinanziert hat. Also leiht er sich das Geld.

Und wir nehmen an, zu 10 Prozent Zinsen. Was sehen wir aber dann?

Das Kapital ist vorfinanziert, das Geld dafür in der Zirkulation, auch die Löhne sind im Umlauf und selbst der Mehrwert.

Aber der Zins?

Die 10 Prozent, die der Kapitalist am Ende des Jahres aus der Zirkulation zusätzlich zu jenen 1000 £ ziehen muss, die er nur hineingetan hat?

Der Zins für den vorfinanzierten Mehrwert ist nun wirklich nicht mehr vorfinanziert. Wer sollte die dafür benötigten 100 £ denn in Umlauf tun?

Das war's. Das große Loch ist eingekreist.

Wir können es jetzt füllen. Wir können jetzt die Theorie entwickeln, die alle Löcher füllt, jene Löcher, die in allen anderen Theorien klaffen.

Die Theorie der Theorien. Die in Wahrheit nichts anderes ist als die schlichte Erklärung des Kapitalismus und aller anderen Wirtschaftssysteme, die sich aus, gegen oder neben ihm ergeben.

2.6. DER KETTENBRIEF

Karl Marx hat uns fürwahr geholfen. Das Rätsel »Kapitalismus« ist endlich gelöst, wenn wir noch einmal seine entscheidenden Sätze auf der Zunge zergehen lassen:

»Wie kann nun die ganze Kapitalistenklasse beständig 600 £ aus der Cirkulation herausziehen, wenn sie beständig nur 500 £ hineinwirft?«

Die Antwort lautet ein für alle Mal: *Sie kann es nicht!*

Es sei denn: Die Kapitalistenklasse (oder jemand anderes!) wirft die fehlenden 100 £ hinein.

Und wenn er sie nicht hat, dann muss er sie sich leihen.

Und wenn er sie sich leiht, *dann muss er dafür Zinsen zahlen.*

Und da das Geld für diese Zinsen auch nicht in die Zirkulation geworfen wurde, muss sich wieder jemand finden, der sich Geld in Höhe der Zinsen leiht.

Und immer weiter. Und immer fort.

Dem Kapitalismus fehlt immer Geld.

Weil der Kapitalist immer gierig ist, also immer mehr haben will, als er zu zahlen bereit ist.

Was übrigens nicht nur für Kapitalisten, sondern ganz einfach für alle Menschen gilt.

Der Kapitalist will nicht nur seine Kosten wiedersehen. Die Ausgaben für das Kapital, die Fabriken, Maschinen und so.

Sondern er will auch Gewinn sehen. Den aber muss irgendjemand finanzieren. Und wo finanziert wird, entstehen Zinsen. Die aber auch nirgendwo »im Umlauf« sind. Die also auch wieder jemand finanzieren muss.

So aber ist es an allen Ecken und Enden.

Alles im Kapitalismus ist irgendwie und irgendwo »vorfinanziert«. Es gibt keinen »Bestand«, kein »Kapital«, kein »Geld«, das ein für alle Mal so bliebe, wie es ist.

Alles im Kapitalismus läuft ab in der Zeit.

Vorfinanzierung in der Zeit aber bedeutet, dass Zinsen entstehen, unablässig, Tag und Nacht. Diese Zinsen sind aber niemals vorfinanziert. Das »Geld« dazu ist nirgendwo vorhanden.

Sie können also nur bezahlt werden, wenn sich jemand findet, der in Höhe dieser Zinsen Schulden macht. Denn damit hat er das »Geld«, das dem Kapitalismus fehlt.

Der Kapitalismus ist in Wahrheit gar nichts, was mit »Kapital« zu tun hat, und wenn, dann nur ganz am Rande, wie wir noch sehen werden.

Der Kapitalismus ist ein Wirtschaftssystem, das aus einer riesigen Anzahl von Gläubigern und Schuldern besteht.

Da diese Gläubiger/Schuldner-Beziehungen über die Zeit laufen, fordern sie **Zins**.

Diese Zinsen sind nirgendwo vorhanden. Karl Marx hat uns den Weg gezeigt, ohne ihn selbst zu gehen. Damit die Zinsen nicht unbezahlt bleiben, muss sich jemand finden, der den früheren Schuldnern hilft, aus ihren Zinsverpflichtungen zu schlüpfen.

Das kann nur geschehen, indem der spätere Schuldner seinerseits Schulden macht.

Der Kapitalismus kann nur existieren, wenn spätere Schuldner früheren Schuldnern helfen.

Das tun sie, indem sie selber Schulden machen, die immer so hoch sein müssen, dass die Zinsverpflichtungen aus den früheren Schulden bedient werden können.

Der Kapitalismus ist also nichts anderes als ein Kettenbrief-System.

Beim Kettenbrief darf die Kette nie reißen. Sonst ist es aus. Beim Kapitalismus ist es genauso. Fehlen die späteren Schuldner, die den früheren helfen, kommt es zur Krise. Wir werden darüber noch viel hören.

Im Kapitalismus müssen immer neue Schulden gemacht werden, um die alten Schulden bedienbar zu halten.

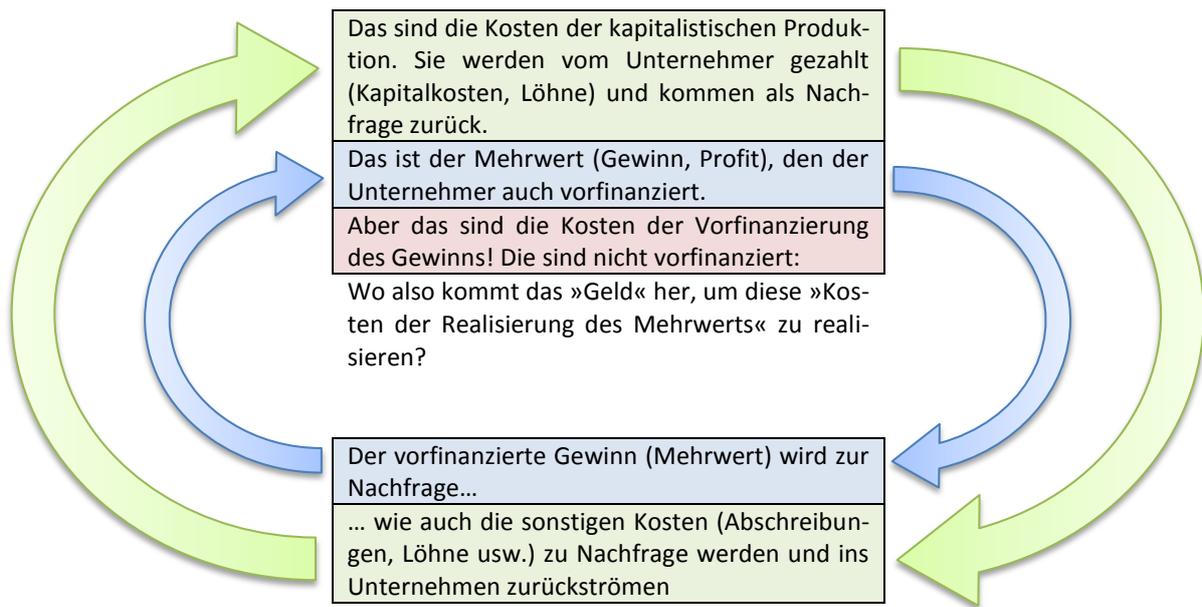
Wo kommt das Geld her?

Abbildung 2: Sobald der Kapitalist etwas vorfinanziert, was er nicht einfach selber zinslos »vorschießt«, kann der Unternehmer durch die Vorfinanzierung (von Kosten und Gewinn) allein niemals auf seine Rechnung kommen.

2.7. SCHULDEN + ZEIT = KAPITALISMUS

Der Kapitalismus ist umstellt. Jetzt muss er sich erklären.

Wie funktioniert die Wirtschaft?

So funktioniert die Wirtschaft:

Alles in der Wirtschaft ist *vorfinanziert*.

In Höhe dieser Vorfinanzierung ist immer auch Nachfrage vorhanden.

Was aber ewig fehlt, sind die *Kosten* dieser Vorfinanzierung.

Diese Kosten können wir Zinsen nennen. Oder auch Gewinn. Das wäre dann eine Prämie für das Risiko, das jemand auf sich nimmt, indem er Produktion vorfinanziert - ohne die Gewissheit zu haben, dass die vorfinanzierten Kosten der Produktion auch in seine Firma zurückfließen. Also zu Nachfrage nach den von ihm produzierten Produkten werden.

Wo aber kommt das Geld für die Zinsen her? Das Geld für den Gewinn?

Dieses Geld ist nicht vorfinanziert worden, jedenfalls nicht von dem Unternehmer, der die Kosten seiner Produktion vorfinanziert hat.

Dieser Unternehmer ist die Zinsen (an die Bank) und den Gewinn (an sich selbst) schuldig. Wer zahlt ihm das?

Die »Nachfrage« kann es nicht sein. Denn die kann immer nur aus Kosten bestehen, die der Unternehmer vorfinanziert hat.

Die Zinsen und den Gewinn hat der Unternehmer aber nicht vorfinanziert. Er hat beides wohl in seine Preise *einkalkuliert*. Insofern sieht es so aus, als seien Zinsen und Gewinn auch »Kosten«. *Es sind aber niemals Kosten, die der Unternehmer schon ausgezahlt hat.* Sondern es sind die Kosten dieser Auszahlung bzw. die Prämien dafür, dass überhaupt so etwas Riskantes stattgefunden hat wie Geld auszahlen.

Es ist nämlich ein Unterschied, ob der Unternehmer sein Geld behält oder ob er es auszahlt.

Es ist das alte Lied:

Warum setzen sich die Kapitalisten nicht zur Ruhe mit dem Geld, das sie haben? Warum riskieren sie es immer wieder, indem sie es auszahlen, ohne zu wissen, was damit geschieht?

Die Erklärung ist furchtbar simpel:

Die Unternehmer riskieren gar nicht (oder nur zu Bruchteilen) eigenes Geld. (Und selbst das riskierte eigene Geld schießen sie ihrer Firma vor!) Sondern die Unternehmer sind unter Druck. Ganz einfach, weil sie Schulden haben. Sie haben die Anlagen und die laufenden Produktionskosten vorfinanziert. Das kostet Geld.

Geld, das aber von ihnen selbst nicht auch noch vorfinanziert wurde.

Schauen wir uns das gleich einmal an (siehe Abbildung 3):

Das Problem des Kapitalisten

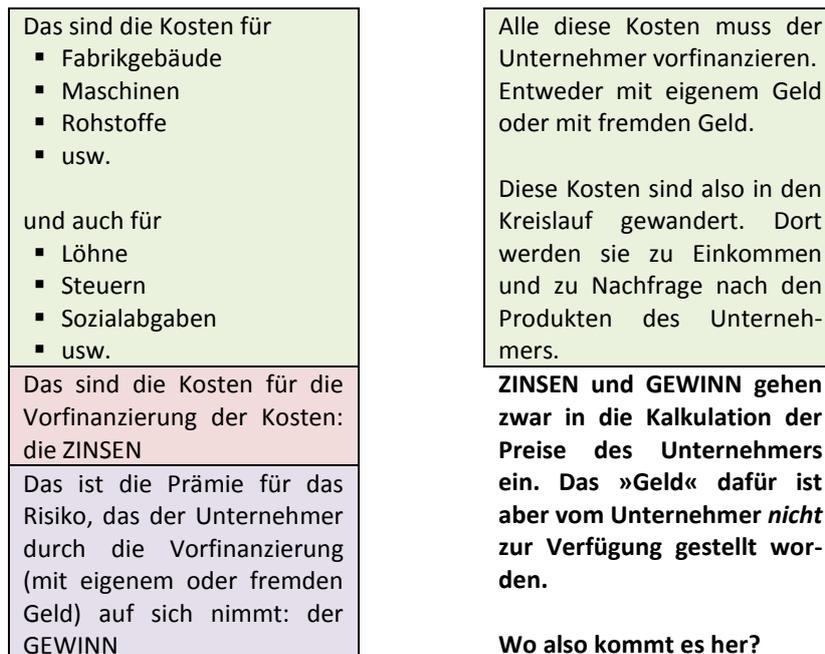


Abbildung 3: Der Kapitalismus aus der Sicht des Unternehmers: Er finanziert nur einen Teil des Geldes vor, das er vom Markt zurückerwartet. Ihm fehlen die Zinsen und der Gewinn!

Die Unternehmer sind also tollkühn, um nicht zu sagen: Sie sind verrückt. **Sie wollen Geld kassieren, das es gar nicht gibt!** Sie haben Zinsen und Gewinne kalkuliert, die sich niemals rechnen lassen. Die es vielleicht hinterm Mond gibt, aber nicht real hier auf Erden.

Die Kapitalisten können nicht rechnen. Das ist die ganze Wahrheit des Kapitalismus.

Die Kapitalisten können nur hoffen. Hoffen und beten, dass irgendjemand kommt.

Jemand, der die Summen, die sie ihrerseits nicht in den Kreislauf abgegeben haben, dort hineintut.

Dies kann der große Unbekannte aber nur machen, indem er sich seinerseits auch wieder verschuldet.

Mit anderen Worten:

Der Teil der Kosten, der *nicht vorfinanziert*, wohl aber *kalkuliert* wurde, kann nur dargestellt werden, indem ein anderer auftritt, der sich seinerseits *verschuldet*, um das zu kaufen, was dort angeboten wird.

Die zusätzliche Verschuldung des neuen Schuldners muss immer so hoch sein wie die kalkulierten Kosten des alten Schuldners abzüglich des Betrages, den der alte Schuldner bereits vorfinanziert hat.

Der Kapitalismus ist enthüllt:

Der Kapitalismus kann nur existieren, wenn sich immer wieder neue Schuldner finden, die den alten Schuldnern aus ihrer Not helfen, die dadurch entstanden ist, dass die alten Schuldner mehr vom Markt zurückerwarteten, als sie an ihn ausgezahlt haben.

Diese Not der Kapitalisten ist ehern und ewig. Sie kann durch keinen, wie auch immer gearteten Trick aus der Welt geschafft werden. Durch keine Ausbeuterei, durch keine Sparsamkeit, durch keine Schlemmerei, durch keinen Geiz. Und vor allem nicht durch irgendeine »Wirtschaftspolitik«.

Die Not des Kapitalisten ist die Schuld, die er auf sich nimmt, indem er produziert.

Diese Schuld beginnt spätestens in dem Augenblick zu laufen, da die Produktion gestartet wird und Kosten entstehen, also Geld das Unternehmen verlässt.

Bis dieses Geld zurückkehrt, vergeht *Zeit*.

Und diese Zeit kostet *Geld*. Das Geld, das der Kapitalist nicht an den Markt abgegeben hat, das er aber dennoch dringend braucht, um auf seine Kosten zu kommen, wie man so schön sagt. Auf seine kalkulierten Kosten.

Einen Einwand wollen wir hier gleich töten. Den mit dem Geld, das »nichts« kostet.

Auf diesen Unfug ist, wie wir gesehen haben, schon Karl Marx hereingefallen. Das ist die Story mit seiner Truhe, die die Kapitalisten im Keller haben. Wo immer Geld liegt, Geld, das einfach *immer da ist*. Geld, das ergo nichts kostet.

Kann die ganze Welt nicht doch so konstruiert sein?

Marx hat zu dem Gag mit dem unendlich vorhandenen Geld, das nichts kostet, nur gegriffen, weil er sonst Kapitalisten hätte vorführen müssen, die eine Passivseite haben, die also unter Schuldendruck (Tilgung! Zinsen!) geraten, sobald sie produzieren. Dann hätte sich Marx dem Zins-Phänomen widmen müssen, über das er an anderer Stelle wohl Brillantes vorträgt¹⁰, aber eben nicht im Zusammenhang mit dem Kapitalismus und speziell der elenden Frage: Was, wenn die Kapitalisten Produktion und Mehrwert nicht aus der Truhe vorfinanzieren können, sondern wenn sie sich das alles pumpen müssen?

Geld liegt aber nicht in der Truhe, weil jeder, der es dort schlummern ließe, auf Geld verzichtet, auf Geld, das er kassieren könnte, sobald er es verleiht. Der Betriebswirtschaftler Professor **Horst Albach** hat die Idee mit der Truhe schon vor Jahren der Lächerlichkeit preisgegeben und resümiert:¹¹

¹⁰ Dazu der dritte Band des »Kapitals«, von Engels 1894 herausgegeben, speziell Seite 377 ff. über das »zinstragende Kapital«. Angesichts des Zinseszins-Effekts gerät Marx ins schwärmerische Schleudern (»Das Geld hat jetzt Lieb im Leibe«), vgl. **Paul C. Martin**, Cash - Strategie gegen den Crash, München 1985, Seite 118 ff.

¹¹ **Horst Albach**, Investition und Liquidität – Die Planung des optimalen Investitionsbudgets, Wiesbaden 1962, bes. Seite 48 ff. Ganz so intelligent, wie es den Anschein hat, ist der Herr Professor Albach aber auch nicht. Denn was ist das eigentlich: »Liquidität«? Das kann sein ein täglich fälliges Konto bei einer Bank. Die Bank hält den Betrag nun aber nicht etwa »abrufbereit«, in Form von Bargeld also, da liegen, bis die Firma ihren Chauffeur mit dem Lieferwagen schickt. Sondern die Bank verleiht das »Geld« ihrerseits an andere Banken zum Tagesgeldsatz. Liquidität kostet also Zins, nur dass man den Zins nicht gleich sieht. Hält die Firma ihre Liquidität in Form von Bargeld in der Firmenkasse, ist damit auch der Zins nicht weggezaubert, wiewohl die Firma für das bei ihr liegende Bargeld keinen Zins kassiert. Bargeld ist nämlich, wie wir wissen, eine Forderung an die Notenbank, und wenn wir flugs auf die Aktivseite der Notenbank-Bilanz schauen, sehen wir, was bei der Ausgabe von Bargeld gleichzeitig als Hereinnahme, als Aktivum gebucht wurde: zum Beispiel ein Wechsel. Für den ist der Diskontsatz zu bezahlen, also auch ein Zins; oder ein Staatspapier, das steht da zum Lombardsatz beliehen.

»Liquidität ist Investition mit dem Zinssatz Null.«

Unter vernünftigen Menschen kann es keinen Zweifel geben: Auch die Truhe kostet Geld, auch Bargeld kostet Zinsen. Die Zinsen, die eben nicht kassiert werden, weil man es liegen lässt, Zinsen, die immer irgendjemand schuldig ist, ganz einfach, weil es »zinsloses« Geld »als solches«, weil es »Liquidität« – »als solches« nicht gibt!

Der Kapitalist à la Marx existiert überhaupt nicht. Denn wenn der Kapitalist schon das Geld in der Truhe hat: Warum tut er es ausgerechnet raus, um sich auf ein Risiko einzulassen? Um es zu investieren, um sich mit verhärmten Arbeitern rumzuschlagen? Wenn das Geld einmal durch die »Cirkulation«, durch den Kreislauf durch ist, hat es sich ja nicht vermehrt. Der Kapitalist kann dann genauso viel Geld wieder in die Truhe zurücklegen, wie er ihr entnommen hat. Das ist doch kindisch.

Den Kapitalisten à la Martin aber gibt es. Das ist der Mensch, der die Produktion vorfinanziert (mit eigenem und/oder fremdem Geld) und der dafür mehr erwartet, als er vorfinanziert hat. Dieses »Mehr« kann aber nur in die Welt kommen, wenn sich immer neue Menschen finden, die ebenfalls vorfinanzieren, die ebenfalls Schulden machen.

Der Kapitalismus ist in Wahrheit eben kein »Kapitalismus«, sondern ein Kettenbrief-System. **Es muss immer weitergehen mit der Schuldenmacherei.**

Je mehr vorfinanziert wurde, desto höher sind die Vorfinanzierungskosten. Desto mehr an zusätzlichem Schuldenmachen kommt auf die nächsten Glieder der Kette zu. Wehe, wenn die Kette reißt!

Der Kapitalismus ist ein Kettenbrief-System. Er lebt vom Schneeball-Effekt. Er existiert nur, solange sich immer wieder in neue Schuldner finden, die den alten bei der Bedienung ihrer Schulden helfen, indem sie sich entsprechend neu verschulden.

Die Schulden stehen im Zentrum. Das ist das Loch, das alle ökonomischen Theorien hatten. Das ist das Loch, das jetzt gefüllt ist.

Die Schulden treiben den Kapitalismus vorwärts. Sie geben ihm seine unnachahmliche Dynamik.

Der Kapitalismus leitet seinen Namen ab von »Kapital«, lateinisch »caput« (= das »Haupt«), das in den frühkapitalistischen Rechenbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts mit »Hauptgut« übersetzt wird, wie wir gleich sehen werden. Auf das »Hauptgut« kommt es aber überhaupt nicht an.

Seine Existenz allein erklärt gar nichts. Zum Hauptgut müssen *Schulden* treten. Schulden, die der Kapitalist machen kann, weil er schon ein Hauptgut hat. Oder Schulden, die er macht, indem er ein Hauptgut auf die Beine stellt.

Das Wort »Kapitalismus« ist ein Etikettenschwindel. Die »kapitalistische« Dynamik, der ungeheure Schwung der freien Wirtschaft kommt vom permanenten Schuldendruck.

Die Schuld heißt lateinisch »debitum« (= das »Geschuldete«). Wenn wir also den Kapitalismus endlich enträtselt haben, muss das Kind auch einen neuen Namen kriegen. Seinen richtigen.

Wir nennen den Kapitalismus daher

Debitismus.

Auch der neue Superstar der »modernen« amerikanischen Wirtschaftswissenschaft, Professor **Robert J. Barro** von der Universität Chicago, kommt in seinem Lehrbuch »Makroökonomie« (deutsch: Regensburg 1986) zu einem sichtlich falschen Geld-Begriff: »Im Gegensatz zu anderen Vermögenswerten ... wirft Geld keinen Zins ab« (Seite 67). Barro belegt diese Behauptung mit einer wichtigen Fußnote, worin er sich auf **Richard Timberlake** bezieht (The Origins of Central Banking in the United States, Cambridge, Mass. 1978, Seite 13ff.): »Im Laufe der Geschichte des Geldes wurde nur äußerst selten für Bargeld Zins gezahlt. Manche Frühformen von US-Schatzanweisungen, wie sie z.B. zwischen 1812 und 1815 ausgegeben wurden, waren verzinslich und auch als Tauschmittel begrenzt verwendbar«. Heute ist es aber nicht anders! Das amerikanische »Bargeld« (= Dollarnoten) kommt nämlich wie in Umlauf? Eben durch Ankauf von US-Schatzanweisungen durch die Notenbank. Die Dollarnoten sehen nur unverzinslich aus, sie sind aber sehr wohl verzinslich unterwegs, weil die als ihre »Deckung« gebuchten Schatzanweisungen selbstverständlich verzinst werden, vgl. dazu unten die Bilanz der US-Notenbank bei der Diskussion des **dritten Geldbaums**: 168 Milliarden Dollar »Greenbacks« entsprechen 161 Milliarden Dollar »U.S. Government Securities«.

Kurzum: »Liquidität« oder »Geld« als »solches« gibt es nicht. Immer handelt es sich um einen Kreditvorgang, der an irgendeiner Stelle der Wirtschaft eine Zinsverpflichtung auslöst und ergo den typischen Schuldendruck schafft. Niemand kann sich im Kapitalismus zurücklehnen und sagen: »Da ist meine Liquidität, ich hab's geschafft.« Rückt er die Liquidität nämlich nicht heraus, **geht derjenige, der sie schuldig ist, mit Sicherheit bankrott, und das heißt: die Liquidität löst sich in nichts auf. Denn sie war niemals etwas anderes als eine Forderung!**

2.8. »KAPITAL« UND »KAPITALISMUS« – EINIGES ZU WORT UND WÖRTERN

»Kapitalismus« leitet sich, wie gesagt, ab von »Kapital«, das wiederum aus dem Lateinischen stammt: »Caput«, das »Haupt«.

Kapitalismus hat nichts mit der Tatsache zu tun, dass Kapitalisten mit dem Köpfchen arbeiten, sondern mit ihrem »Hauptgut«, einem »Fonds«, einem Warenbestand oder einer Münzgeldmenge, die entweder in der Cassa lagert oder bereits zinstragend ausgegeben wurde. Der Begriff »Kapital« taucht im 12./13. Jahrhundert auf.¹²

In einem Dokument von 1399 schreibt der berühmte Handelsmann **Francesco di Marco Datini**, dessen Korrespondenz erhalten geblieben ist, weil er dies testamentarisch verfügte und die Papiere unter einer Treppe die Jahrhunderte überdauerten, welch ein Glücksfall für die Wirtschaftsgeschichte:¹³

»Natürlich möchte ich, dass Du, wenn Du Sammet oder Tuch kaufst, eine Versicherung auf das Kapital (»il capitale«) und den zu erwartenden Gewinn abschließt; des weiteren magst Du nach Güt-dünken verfahren.«

Im ältesten gedruckten Buch zum Thema »Wirtschaft« in deutscher Sprache, dem »Widmann« von 1489, stehen »Hauptgut« und »Gewinn«, ganz wie es sich gehört, in einer Kapitelüberschrift gleich nebeneinander.¹⁴

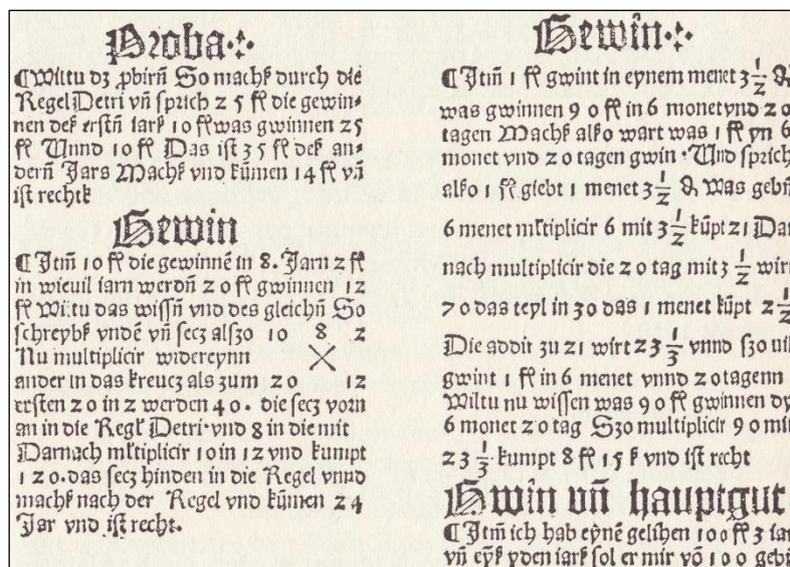


Abbildung 4: Das Wort »Kapital« hieß in der deutschen Sprache des ausgehenden Mittelalters »Hauptgut«, wie hier aus dem ältesten in deutscher Sprache gedruckten Werk über »Wirtschaft«, dem »Widmann« von 1489, hervorgeht (pagina q 14 f.).

Die Kapitalisten« treten erst viel später auf, und zwar, laut Braudel in der Mitte des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden. In Berlin schreibt im Jahre 1728 der Rechenmeister beim Kadetten-Corps des Königs, ein Mann namens **Marcus Martini**, ein Buch zum Thema, das er auch selbst verlegt und das den Titel trägt (offenbar Unikat, Sammlung PCM):

»Der richtige **CAPITALIST**, und fertige Wechseler, offeriret, mit allem gebührenden Respect, allen hohen Standes-Personen, Königlichen und andern Bedienten, Capitalisten, Wechseler, Kauff- und Handels-Leuten, und allen so Lust und Liebe haben nach Recht und Gerechtigkeit zu handeln; Erstlich, 165 neue und nützliche TABELLEN, Darinnen die Jährliche, Monatliche und tägliche Interessen, von einem Pfening bis 100.000 Rthl. CAPITAL, allemahl richtig ausgerechnet zu finden (...)

¹² Zum folgenden einschließlich der »Kapitalismus-«, »Kapital-« und »Kapitalisten«-Zitate: **Fernand Braudel**, Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts, Band 11, München 1986, Seite 247 ff. In der Originalausgabe (Paris 1979) ist im Titel von »sozial« nicht die Rede, wohl aber von »capitalismex«. Das mit der »Sozialgeschichte« soll den Absatz im »Sozialstaat« Bundesrepublik Deutschland fördern.

¹³ Ausführlich anhand der Original-Unterlagen bearbeitet von **Iris Origo**, »Im Namen Gottes und des Geschäfts«. Lebensbild eines toskanischen Kaufmanns der Frührenaissance Francesco di Marco Datini, München 1985.

¹⁴ **Johannes Widman**, Behende und hubsche Rechnung auff allen kauffmanschafft, Leipzig 1489.

Kapitalisten waren eindeutig »Rentner«, die von ihrem zinsbar angelegten Vermögen lebten und die es damals auch im armen preußischen Berlin gegeben haben muss. Dabei reichen die Vermögen offenbar bis 100.000 Reichstaler hinauf, was kein Pappenstiel ist. (20 Reichstaler auf eine Mark = »knappes halbes Pfund«, Silber fein, macht per heute einen Silberwert von ungefähr 400.000 D-Mark, die Kaufkraft dürfte 20- bis 25mal höher liegen.)

Bei solchen Summen ist es einleuchtend, wenn das Wort »Kapitalist« alsbald seine negative Bedeutung im Sinne von »Schmarotzer« erhält. Ein Kapitalist ist jemand, der von seinem Gelde, ergo von der Arbeit anderer Menschen lebt.

Jean Jacques Rousseau, der Links-Star des 18. Jahrhunderts, schreibt 1759:

»Ich bin weder ein großer Herr noch ein Kapitalist. Ich bin arm, aber zufrieden.«

Wenig später, 1774, schlägt **Marat** gegenüber den »Kapitalisten« bereits jenen Ton an, der bis heute Klang hat:

»Bei den handelstreibenden Nationen machen die Kapitalisten und die Rentiers fast durchweg gemeinsame Sache mit den Steuerpächtern, Finanzleuten und Börsenwucherern.«

Und am 25. November 1790 fragt der Graf von **Custine** vor der Nationalversammlung:

»Die Versammlung wird doch nicht, nachdem sie die Aristokratie in all ihren Formen vernichtet hat, nun vor der der Kapitalisten in die Knie gehen, vor diesen Kosmopoliten, die nur ein Vaterland kennen, nämlich das, in dem sie ihre Reichtümer anhäufen können?«

Post l'estum, 1824, wird **Rivarol** in seinen Memoiren festhalten:

»60 000 Kapitalisten und das Geziefel der Börsenwucherer haben das Schicksal der Revolution besiegelt.«

(Solche dummen Fehler, Kapitalisten und Börsenwucherer am Leben zu lassen, machen die Revolutionäre im 20. Jahrhundert natürlich nicht mehr.)

Der »Kapitalismus« tritt als letztes der aus dem »Hauptgut« stammenden Wörter in die Geschichte ein.

Es erscheint nachweislich zum ersten Mal, allerdings noch eher beiläufig und ohne anklagenden Ton, in den »Enrichissements de la langue française« von **J.-B. Richard** 1842. So richtig erweckt wird der »Kapitalismus« durch den Sozialisten **Louis Blanc** im Jahre 1850, der anklagend hervorstößt:

»Die Aneignung des Kapitals durch die einen unter Ausschluß der anderen ... – das würde ich als »Kapitalismus« bezeichnen.«

Damit ist das Leitmotiv geschaffen, das via Marx in die Gegenwart der Gorbatschows, der Sandinistas und der Sozialisten/Sozialdemokraten aller Länder führt.

Such der Sozialist **Proudhon** will nicht abseits stehen; für ihn ist der »Kapitalismus« eine

»Wirtschafts- und Sozialordnung, in der die Kapitalien, Quelle der Einnahmen, im allgemeinen nicht denjenigen gehören, die sie durch ihre Arbeit in Tätigkeit setzen.«

Mit den französischen Früh-Sozialisten ist aber auch schon der Höhepunkt der Kapitalismus-Definition erreicht. Seitdem geht es bergab.

Marx und Engels sprechen nicht vom »Kapitalismus«, im »Kommunistischen Manifest« bezeichnen sie das »System«, das die ganzen Wunderdinge vollbringt, als »bourgeois«. Marx und Engels müssen erst in aller Ruhe ihren Feind aufbauen, den »Bourgeois«, später »Ausbeuter«, alias »Kapitalisten«.

1902 lässt **Werner Sombart** sein voluminöses Werk »Der moderne Kapitalismus« erscheinen, definiert darin seinen Gegenstand nicht weiter (siehe oben die Einleitung), sondern sieht ihn als eine historische Stufe nach »Sklaverei« und »Feudalismus« an. Danach geht es richtig drollig zu. Im »Dictionnaire« der **Académie Française**, in der bekanntlich nicht gerade die Dümmeren sitzen, lesen wir 1932 als Definition:

»Kapitalismus, die Gesamtheit der Kapitalisten.«

Und in der Neuausgabe meinen Frankreichs IQ-Heroen:

»Wirtschaftsordnung, in der die Produktionsgüter Eigentum von Privatpersonen oder -gesellschaften sind.«

Ja, ja. Der Kapitalismus ist eben der Kapitalismus. Wie das Privateigentum das Eigentum von Privaten ist. Und ein Schimmel ein Pferd mit vier Beinen und so.

Beschließen wir den Reigen mit einem Wort des hochbedeutenden amerikanischen Kapitalismus-Historikers **Alexander Gerschenkron**:

»Capitalism, that is the modern industrial system.«

Wenn das so hochkarätige Gelehrte meinen, wird's schon richtig sein, gell!

Wen wundert es da noch, dass die armen Hongkong-Chinesen, die an ihrer Verfassung basteln, »Kapitalismus« nicht definieren können. Sie sollten einen Professor fragen. Oder jemanden von der Académie Française.

3. DEBITISMUS

Wie die neue Kapitalismus-Theorie aussieht, weshalb man als erstes den »Tauschschleier« und den »Produktionsschleier« wegfegen muss, warum sich dann alles so ganz anders »erklärt«, die »Marktwirtschaft«, die »Werbung« und die »Arbeitslosigkeit«

»Ich glaube, dass es mir gelungen ist, die Kraft und in großen Umrissen das Gesetz ihrer Wirksamkeit zu entdecken, welche das Zusammensein der Menschen möglich macht, und die Fortbildung des Menschengeschlechts unaufhaltsam bewirkt.«

Hermann Heinrich Gossen, »Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln« (1854)

3.1. DIE NEUE WIRTSCHAFTS-THEORIE

Das Spiel, das wir jetzt gemeinsam spielen, heißt also **Debitismus**.

Wie funktioniert eine Wirtschaft, in der alles vorfinanziert ist? *In der die Kapitalisten allein schon deshalb pleitegehen müssen, weil sie produziert haben!*

In der kein Unternehmer auch nur den Hauch einer Chance hat, auf seine Kosten zu kommen, weil die Finanzierungskosten seiner Kosten von ihm nicht vorfinanziert wurden, also niemals als Nachfrage vorhanden sein können!

Der debitistische Kapitalismus kann nur funktionieren, wenn sich immer spätere Schuldner finden, die den früheren aus der Klemme helfen.

Die ganze Wirtschaft hat daher nur einen einzigen Zweck: spätere Schuldner zu finden!

Der Kapitalismus hat überhaupt nichts mit »Gier« zu tun. Nichts mit »Profiten«. Er schert sich einen Dreck um »Bedürfnisse« oder »Verbraucherwünsche«. Ihn interessiert überhaupt nicht, was produziert wird. Ihn lässt jede Nachfrage kalt, wenn dies nur Nachfrage ist, die der Kapitalist selbst geschaffen hat.

Du Kapitalismus, die viel gerühmte »freie Wirtschaft« läuft ganz, ganz anders, als es in den Büchern steht. Das »Kapital« erklärt den Kapitalismus mitnichten. Das »Eigentum« genauso wenig. Und »Markt« oder »freie Marktwirtschaft« schon gar nicht. Das sind – wie wir sehen werden – nur Begleiterscheinungen.

Der Kapitalismus ist Debitismus.

Das ganze Wirtschaften geschieht nur zu diesem Zweck: Erstens die Nachfrage wieder einzufangen, die man vorfinanziert hat.

Zweitens jemand dazu zu bringen, dass er seinerseits so viel Schulden macht, dass die Vorfinanzierung dieser Nachfrage realisiert wird.

Debitismus heißt: die alten Schulden durch immer neue Schulden zu bedienen.

Diese schlichten Wahrheiten eröffnen völlig neue Perspektiven. Unser Wissen über »Wirtschaft« muss sich von all dem lösen, was wir bisher als »richtig« angenommen haben, von wegen »Geld« und »Tauschen« und »Märkten« und »Angebot und Nachfrage«.

Dieses alles ist lieb gemeint, gelegentlich auch gut beobachtet. Aber es hat mit dem Kern des Ganzen, mit der *eigentlichen Wirtschaft* nichts zu tun.

Was Wirtschaft wirklich ist, werden wir nunmehr entwickeln. Dabei fügt sich eins ganz wie von selbst ins andere. Alles ist mit einem Schlag erklärt: Zinsen, Preise, Schulden, Wachstum, Haussen, Krisen, Vollbeschäftigung. Zunächst werden wir die wirtschaftlichen Grundbegriffe klären, die größten Irrtümer beseitigen. Die Feinarbeit kommt später.

3.2. DAS GELD: WAS UNS DIE BANKNOTEN ERZÄHLEN

Jede Wirtschaft ist in Wirklichkeit ein Tauschen. Und das Tauschmittel heißt »Geld«.

Solche Sätze stehen in der einen oder anderen Form am Anfang eines jeden Lehrbuchs über Wirtschaft. Diese Sätze sind komplett falsch.

Wirtschaft ist nicht Tausch, sondern **Kauf**.

Und das »Geld«, mit dem gekauft wird, ist kein Tauschmittel, sondern ein **Kaufmittel**. Es ist eine Anweisung auf das, was da erwirtschaftet wurde. Diese Anweisung ist eine Schuld dessen, der gewirtschaftet hat, also Schuld, ohne die er niemals hätte wirtschaften, also ein zum Kauf geeignetes und angebotenes Gut produzieren können.

Das Geld ist eine Schuld.

Jeder Geldschein ist ein Schuldschein, und so einen Schuldschein, eine »Banknote«, schauen wir uns jetzt an:



Abbildung 5: Die Banknote einer »Noten«-Bank, hier: der Deutschen Bundesbank. Schon das Wort »Note« sagt, dass etwas »notiert«, d.h. festgehalten ist – eben die Tatsache, dass es sich um eine Schuld handelt. Die Banknote sieht nicht nur aus wie ein Schuldschein (Nummerierung, Ort, Datum, zwei Unterschriften), sondern sie ist auch einer.

Diese Darstellung ist vereinfacht. Sie zeigt uns mit einem Blick, dass Geld »als solches« nicht existiert. Ebenso wenig gibt es eine Geld-»Menge«, wie man immer hören kann. Eine »Menge« ist ein Begriff aus der Welt der Sachen. Man spricht von einer »Menge Holz«, einer »Menschen-Menge«.

Geld gehört aber nicht in die Welt der Sachen. Geld ist immer eine Forderung. Der Trick beim Geld-»Schein« besteht nur darin, dass ich denjenigen, der »gefordert« ist, besser noch: der eines Tages »aufgefordert« wird, zu leisten, nicht kenne. Die Aktivseite der Notenbank, wo sie ihre Forderungen verbucht, die in Wirklichkeit natürlich unsere Forderungen sind, Forderungen der Leute also, die Geldscheine in Händen oder in der Kasse haben, ist zugleich eine Passivseite bei wieder jemand anderem.

Das sieht dann so aus:

Das sind die Schuldner der Notenbank

Aktivseite der Notenbank: Welche Guthaben bzw. Forderungen stehen da?	Passivseite der Schuldner der Notenbank: Wer ist da der Schuldner?
Inlandswechsel	Inländische Firmen müssen Zahlen, wenn der Wechsel abgelaufen ist
Auslandswechsel	Ausländische Firmen müssen leisten
Staatskredite ans Ausland (»Devisen«)	Ausländische Firmen müssen zahlen bzw. deren Steuerzahler
Kredite an den eigenen Staat	Die inländischen Steuerzahler sind dran

Die Banknoten der Deutschen Bundesbank, wie die aller anderen »Noten«-Banken auch, erscheinen in der Bilanz dieser Bank auf der Passivseite. Dort, wo also jeder, der eine Bilanz aufstellen muss, seine *Schulden* ad-diert. **Banknoten** sehen nicht nur aus wie Schuldscheine; sie sind nummeriert, tragen Ortsangabe, Datum und zwei Unterschriften. Sie sind **Schuldscheine**.

Was wir also in der Brieftasche tragen, wenn wir dort »Scheinchen« rascheln hören, ist nichts anderes als ein Haufen Schulden. Nehmen Sie eine Banknote in die Hand, heben Sie diese hoch über Ihren Kopf und sprechen Sie langsam nach:

»Ich freue mich, diesen Geldschein zu besitzen. Während ich mich aber freue, ist ein anderer in Sorgen. Denn der ist genau den Betrag, der bei mir ein Vermögen darstellt, schuldig. Geld als solches gibt es nicht!«

Geld als solches gibt es nicht!

Das ist ein weiterer wichtiger Satz, der zum Verständnis der freien Wirtschaft führt. Jeder, der »Geld« hat, besitzt es niemals »netto«. Es gibt immer jemand, der in gleicher Höhe »Geld« schuldig ist. Zunächst ist der »Schuldige« die jeweilige Notenbank eines Landes, in deren Bilanz alle ausgegebenen Banknoten fein säuberlich summiert auf der Passivseite verbucht sind.

So sieht eine solche Bilanz aus (schematisch):

Notenbank des Landes Irgendwo

Aktivseite	Passivseite
Gold	Banknoten, also »unser Geld«
Forderungen <ul style="list-style-type: none"> ▪ ans Ausland (Devisen) <ul style="list-style-type: none"> ✓ Firmen (Wechsel) ✓ Staaten, internationale Organisationen ▪ ans Inland <ul style="list-style-type: none"> ✓ Firmen (Wechsel) ✓ Staat 	

Jeder einzelne Geldschein, der also »im Umlauf« ist, lässt sich genau bis zu seinem Ursprung zurückverfolgen. Er ist entweder »durch Gold gedeckt«, ist also früher einmal von der Notenbank ausgegeben worden, als sie noch Gold angekauft hat. (Diese goldene Spur werden wir später wieder aufnehmen.)

Oder er ist, und das ist heute der Normalfall, »durch eine Schuld gedeckt«. Der betreffende Schuldner sitzt im Inland oder im Ausland. Es ist entweder eine private Firma oder ein Staat bzw. eine internationale Organisation wie der Internationale Währungsfonds IWF oder das Europäische Währungssystem EFWZ.

Im Fach-Chinesisch der Notenbank tragen diese Forderungen zwar hochtrabende Namen, wie »Währungsreserven« oder »Auslandsaktiva«. *Bei Licht besehen sind es aber nichts als Schulden ausländischer oder internationaler Kreditnehmer.*

Vor allem das Wort »Währungsreserven« versucht uns einzureden, es handle sich um irgendwelche »Mengen«, auf die man »im Notfall zurückgreifen« könne, wie man im Mittelalter auf Getreide-Reserven zurückgegriffen hat, wenn Hungersnöte drohten. Doch diese »Reserven« existieren ebenso wenig, wie eine Geld-»Menge« existiert. Es sind und bleiben immer nur *Forderungen*.

»Gelder« sind immer Forderungen, sind immer Schulden anderer Leute. Das gilt selbstverständlich auch für »Gewinne«, die zunächst auf der Passivseite eines Unternehmens erscheinen:

Eigentlicher Schuldner:

Aktiva	Passiva
Waren	Wechselschuld

Durchlaufposten Notenbank:

Aktiva	Passiva
Inlandswechsel	Banknoten

Firma mit Gewinnabschluss:

Aktiva	Passiva
Bargeld	Gewinn

In unserem Beispiel will die Firma (ganz rechts), die einen Gewinn gemacht hat, diesen ausschütten, z.B. durch Bezahlung. Diesem Bargeld, das sie auf der Aktivseite verbucht hat, entspricht eine gleich große Summe Banknoten in der Notenbank-Bilanz. Dem Bargeld entsprechen gleich hohe Inlands-Wechsel- Forderungen, die der eigentliche Schuldner, eine andere Firma, als Wechselschuld verbucht hat. Der Wechsel lässt sich aber nur einlösen, wenn die Waren, die von der Firma (ganz links) mit Hilfe des Wechsels gekauft wurden, auch wieder veräußert werden können. Wenn die Leute mit dem »Gewinn«, mit just diesem »gewonnenen« »Geld«, diese Waren kaufen.

Die Notenbank ist nur ein »Durchlaufposten«. Sie verschleiert gewissermaßen die Tatsache, dass das Geld, das sie ausgibt, letztlich *immer nur eine Schuld ist, die sie angekauft hat.*

Doch nun das Wichtigste:

Wenn »Geld« nur ein anderes Wort ist für »umlauffähig gemachte Schulden anderer, dem Geldbesitzer nicht bekannter Leute«, dann ergeht es dem Geld wie jeder anderen Schuld auch:

Es ist verzinslich unterwegs.

Damit sind wir wieder beim alten Marx und seinem ungelösten »Realisierungs«-Problem: Da die Kapitalisten »Geld« brauchen, um es in die »Cirkulation« abzugeben (in unserem Beispiel die Firma links, die sich zum Warenkauf Geld bei der Notenbank geholt hat und dafür einen Wechsel einreicht), müssen sie in der Zirkulation (im »Kreislauf«) nicht nur das Geld »wiederfinden«, das sie vorfinanziert haben.

Sondern sie brauchen zusätzliches (Marx sagte: »zuschüssiges«) Geld, um die Kosten, die ihnen bei der Geldbeschaffung entstanden sind, zu decken!

Wieder beißt sich die Katze in ihr Schwänzchen: Da die Vorfinanzierung der Produktion, z. B. der Warenkauf, per Geld geschieht, muss sich dieses Geld um den Betrag der Vorfinanzierungs-, also der Zinskosten, für das »Umlaufmittel« erhöhen. Vermehrt sich das Geld nicht, kann nur der geliehene Geldbetrag zurückgezahlt werden. *Die Zinsen auf diesen Geldbetrag aber nicht.*

Wir haben also auch bei dem »Umweg« über das »Geld« wieder das Grundgesetz des debitistischen Kapitalismus gefunden: Es muss immer spätere Schuldner geben, die den früheren Schuldnern dadurch aus der Klemme helfen, dass sie ihrerseits Schulden in der Höhe machen, die sich aus den Zinskosten für das als »Umlaufmittel« benötigte »Geld« ergibt.

Ein einfaches **Beispiel** macht das alles klar:

Eine Autofabrik kauft für 100 Millionen Mark Rohstoffe ein, Bleche, Reifen, Tachometer. Der Kauf wird – auf ein Jahr verteilt – durch Wechsel finanziert. Der Zinssatz (»Diskont«) sei 5 Prozent. Dann muss die Firma 105 Millionen Mark zurückzahlen. Sie hat aber nur 100 Millionen ausgezahlt. In Höhe der »fehlenden« 5 Millionen müssen die potentiellen Autokäufer (die ja nur 100 Millionen in Händen haben) ihrerseits Autos auf Wechsel kaufen und so weiter.

Das gleiche gilt für Löhne, Gewinne, kurzum für alle vorfinanzierten Kosten. **Immer »fehlt« Geld.** Immer ist der Fabrikant unter Druck. Immer muss sich jemand finden, der es so macht wie er: jemand, der Schulden macht.

3.3. ENDLICH FÄLLT DER SCHLEIER

Im Jahre 1949 veröffentlichte der englische Ökonom **Arthur Cecil Pigou** (1877-1959) eine Schrift mit dem Titel »The Veil of Money« – »Der Geldschleier«. Pigou war ein typischer Wohlfahrtsstaatler, jemand, der jede Menge Geld für »gute Zwecke« raus tun wollte, ohne groß zu fragen, woher es wohl kommt bzw. um was für »Geld« es sich dabei eigentlich handelt.

Geld war für Pigou nur Nebensache, etwas, das eigentlich gar nichts mit der »wirklichen« Wirtschaft zu tun hätte. Insofern war seine Forderung, den »Geldschleier«, der über der wirklichen Wirtschaft läge, endlich zu zerreißen, konsequent. Diese Vorstellung von einem »Geldschleier«, der uns den »richtigen« Blick nur verstellt, war vor ihm schon von anderen Ökonomen aufgetischt worden. Bis heute empfinden die Wirtschaftswissenschaftler diesen »Geldschleier« als störend. Sie wollen sich lieber mit den »realen« Dingen abgeben, mit »Investitionen«, mit »Konsum«, mit »Außenhandel«, mit »staatlicher Wirtschaftspolitik«, mit »Beschäftigung«.

Pigou also schrieb:¹⁵

»Monetäre Fakten sind ganz etwas anderes als >reale< Fakten und Ereignisse in dem Sinne, dass sie keine direkte Bedeutung für die wirtschaftliche Wohlfahrt haben ... **Geld ist nur ein Schleier.**«

Und im berühmtesten Lehrbuch der Ökonomie, »Economics« des Nobelpreisträgers **Paul A. Samuelson**, heißt es schon in der ersten Auflage klipp und klar:¹⁶

»Selbst in den am weitesten entwickelten Industrienationen finden wir ... sobald die **Schmutzschicht** des Geldes abgelöst ist, dass sich der Handel zwischen Individuen oder Nationen immer wieder auf den **Tausch** zurückführen lässt.«

Was der Nobelpreisträger da aufischt, ist eine uralte Kamelle. Schon der griechische Philosoph **Aristoteles** hatte konstatiert:¹⁷

»Denn das **Geld** ist um des **Tausches** willen erfunden worden ...«

Geld hat nur die eine Funktion: Das Tauschen zu erleichtern, was den Meister Pigou wiederum zu diesem Spruch veranlasst:¹⁸

»Es ist zum mindesten ein sehr nützliches **Schmiermittel**, das dazu dient, die Wirtschafts-Maschine andauernd und weich laufen zu lassen.«

Wer aber Geld als das ansieht, was es in Wahrheit ist, nämlich das Resultat von Schuldverhältnissen, kann solche Vorstellungen – »Tausch«, »Schleier« oder gar »Schmiermittel« – nur belächeln. *Diese Vorstellungen sind naiv.*

Wir verdanken es den beiden Bremer Professoren **Gunnar Heinsohn** und **Otto Steiger**, mit diesen Kindereien aufgeräumt zu haben. Sie haben als erste erkannt, dass jede »Geldwirtschaft« nur aus Schuldverhältnissen erklärbar ist und auch historisch so entstanden ist. Insofern haben sie die gesamte Ökonomie revolutioniert. Der Rest der Zunft kann einpacken. Die wichtigste Aussage in Heinsohns bahnbrechendem Buch »Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft«¹⁹ lautet:

¹⁵ **Arthur Cecil Pigou**, The Veil of Money, London 1949, Seite 24 f.

¹⁶ **Paul A. Samuelson**, Economics. An Introductory Analysis, New York – Toronto – London, Seite 53. Diese Schleier-Theorie regiert unumschränkt: Selbst ein so kluger Kopf wie der Amerikaner **Peter Drucker** spricht seit neuestem immer wieder von der »symbol economy«, die uns den Blick auf die »eigentlichen Dinge« der »realen Wirtschaft« verstelle (Vortrag in New York, 12. April 1986).

¹⁷ **Aristoteles**, Politik, 1,10, 1258 b.

¹⁸ **Pigou**, a. a. O., Seite 25.

¹⁹ **Gunnar Heinsohn**, Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft. Eine sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 455, Frankfurt 1984, Seite 145. Im Literaturverzeichnis dort sind die weiteren Schriften Heinsohn/Steigers angegeben, die zum Teil erst in Fotokopien existieren, die aber gegen Kostenerstattung abgerufen werden können. Adresse: Proff. Heinsohn/Steiger, Uni Bremen, Postfach 330 440, D-2800 Bremen 33. Wichtig sind vor allem: »Der Tauschschleier oder: Die Lösung der geldtheoretischen Aufgabe, das Modell einer Wirtschaft zu entwickeln, >in der die Umstände, die zur Verwendung von Geld führen, wesentlicher Natur sind<«, und: »Marx, Keynes und die Lösung des Geldrätsels«.

»Die Zinspflichtigkeit von Kreditnehmern ... bleibt die entscheidende ... Grundlage der Geldwirtschaft.«

Die Bremer Revolutionäre fordern ganz konsequent, nicht der »Geldschleier« müsse beseitigt werden, sondern der »Tausch-Schleier«.

Genau!

Nicht das »Geld« verhüllt die »eigentliche« Wirtschaft. Sondern die »reale Wirtschaft« verstellt die Tatsache, dass alles Wirtschaften nichts anderes ist als der permanente verzweifelte Versuch der Kapitalisten, die einmal gemachten Schulden wieder einzufangen. Nicht nur der »Tausch« verschleiert den wahren Sachverhalt, sondern alles, was mit der realen Wirtschaft zu tun hat: Produktion, Beschäftigung, Investitionen, Wachstum.

Alles Mumpitz!

Wir müssen den Produktionsschleier beseitigen, den Beschäftigungs-, Investitions- und Wachstumsschleier.

Das alles hat nur vordergründig etwas mit Wirtschaft zu tun. In Wirklichkeit ist Wirtschaft immer nur das zugrundeliegende **Schuldverhältnis**.

Wenn das nicht fristgemäß erfüllt oder aufgelöst wird, ist alles andere ohne jede Bedeutung: ob produziert und investiert wird, ob es Arbeitslose gibt oder ob die Wirtschaft »wächst«.

Der Sinn der Wirtschaft, das Ziel allen Planens, Rechnens, rastlosen Tätig seins, der Zweck der Maloche schlechthin ist nicht die Güterwelt, nicht der »Bedarf«, nicht der »Konsum«, das »bessere Leben«, und wie die schönen Sprüche aus den Sonntagsreden alle lauten.

Der einzige Sinn des Wirtschaftens ist die Vermeidung des permanent und unerbittlich drohenden Untergangs.²⁰

Wir wirtschaften nur, um nicht unterzugehen.

Das ist der Kapitalismus.

Denn das ist der Debitismus.

Den debitistischen Kapitalismus hatten wir oben bereits als das Wirtschaftssystem definiert, in dem alte Schuldner in rastloser Suche nach neuen Schuldnern sind. Finden sie diese nicht, ist es vorbei.

Alles, was die Kapitalisten produzieren, stellen sie nicht vorne ins Regal, preisen sie nicht in ganzseitigen Vierfarbanzeigen an, um den »Bedarf« der »Konsumenten« zu »befriedigen«.

Das ist den Kapitalisten völlig wurscht.

Es ist ihnen ganz egal, wer was »haben will« oder »sich wünscht«.

Der Kapitalist verfolgt mit seiner Produktion nur eines: Er muss jemanden finden, der sich zum Zwecke des Kaufs dieser »Produkte« *seinerseits verschuldet!*

Es geht im Kapitalismus niemals darum, »Abnehmer« zu finden. Das wäre ja kinderleicht. Denn die Abnehmer haben ja »genug Geld«, um sich das Angebotene auch zu kaufen.

Es geht im Kapitalismus schon gar nicht ums »Tauschen«. So etwas sollten wir getrost jenen überlassen, die das bestens beherrschen, den Kindern.

Die wirkliche Wirtschaft aber ist kein Kindergarten. In ihr wird nicht »getauscht«, sondern gekauft.

Kaufen heißt immer: Das Geld ausgeben, das andere durch ihre eigene Vorverschuldung in Umlauf gebracht haben **plus** das Geld, das der Käufer selbst durch Verschuldung in Umlauf bringt. Wobei seine Verschuldung so hoch sein muss wie die Kosten (und/oder Gewinnerwartungen) der Vorverschuldeten, alias der Verkäufer.

Die ganze kapitalistische Wirtschaft zielt nur auf eines ab: **andere zum Schuldenmachen zu überreden.**

Und die Produkte des Kapitalismus sind nur deshalb so schön und so »begehrtestwert«, weil sie einen selbst zum Schuldenmachen zwingen wollen, und nicht zum albernen Tauschen.

Wer am Kapitalismus teilnimmt, wer also etwas kauft, muss dabei immer die eigene Existenz riskieren. Und wenn das einige nicht tun (weil sie halt »niemals« Schulden machen), dann müssen anderen umso riskanter leben. Denn auf die Summe kommt es an.

Der amerikanische Werbe-Fachmann und Psychologe **Vance Packard** prägte vor einer Generation den Begriff von den »geheimen Verführern«. Er meinte damit die Trickser in den Chefetagen der Großkonzerne, die das ahnungslose Publikum mit allerlei Mätzchen übertölpeln, damit sie nur ja Cola trinken oder Camel schmökern.

Die Vorstellung aber, es würde im Kapitalismus jemand zum »Konsum« verführt, ist albern. Denn da würde schließlich auch kein Mensch übervorteilt. Im Packardschen »Kapitalismus«, einer Welt, in der auch alle anderen linken Weltverbesserer hausen, gilt bekanntlich das »Tausch«-Prinzip. Letztlich tauscht jeder Ware gegen Ware oder Ware gegen eine andere Leistung, wie den Einsatz seiner Arbeitskraft.

In der Welt des Tauschens gibt es aber keine »Verführung«. Im Gegenteil!

²⁰ Das erste Mal, dass dieses »Wesen« des Kapitalismus enthüllt wurde, war in **Heinsohn/Steigers** Aufsatz: »Geld, Produktivität und Unsicherheit in Kapitalismus und Sozialismus«, in: Leviathan, 2, 1981. Dieser Aufsatz ist ein Meilenstein der Wirtschaftswissenschaften!

Wenn nämlich jemand etwas »ein«-»tauscht«, dann will er das ha haben! Er schätzt also das, was er eintauscht höher ein als das, was er hergibt. Sonst würde er niemals tauschen. Jedes Kind auf jedem Spielplatz kann das bestätigen. Der kleine Moritz tauscht doch mit dem kleinen Mäxchen nur dann Murmeln gegen ein Schäufelchen, wenn er zufriedener ist, wenn er das Schäufelchen hat und der kleine Max zufriedener mit den Murmeln ist. *Wer sollte denn da wen verführt haben?* (Was nicht bedeuten soll, dass der kleine Moritz später seinen Tausch bereut oder umgekehrt das Mäxchen den seinen; dann müssen die beiden halt erneut in Tauschverhandlungen eintreten oder sich kloppen.)

Der von den »geheimen Verführern« missbrauchte Konsument zieht ja nur dann Cola und Camel Filter aus dem Automaten, wenn ihm dieser Genuss wertvoller ist als das Geld, das er in der Tasche trägt, das wiederum den Gegenwert der von ihm früher geleisteten Arbeit darstellt.

Nein, Herrschaften, zum *Tauschen* wird kein Mensch *verführt*. Wohl aber zum *Kaufen*!

Wobei Kaufen sub summa, ich kann es nicht oft genug wiederholen, immer heißt: *zusätzlich zu dem vorhandenen Geld Schulden machen*.

Das ist die Verführung des kapitalistischen Systems. Und sie ist »geheim«, das stimmt. Dass »Kaufen« nur ein anderer Ausdruck ist für »Schuldenmachen«, ist nämlich nicht nur den Wirtschaftswissenschaftlern bis heute entgangen. Es wird auch von den »Anbietern« im Kapitalismus geflissentlich verschwiegen.

Da heißt es: »Sie können sich diesen Wagen doch ohne weiteres leisten.« Klartext: Um das Auto zu kaufen, kann sich der Käufer durchaus noch höher verschulden, als er schon verschuldet ist.

Oder: »Dieses Haus lässt sich bequem finanzieren.« Klartext: Der Käufer ist in einer Einkommensklasse, in der ihm eine 80-Prozent-Finanzierung durchaus zugemutet werden kann.

»Ohne weiteres«, »bequem«: Das sind die wahren Verführer. Sie verführen den Verbraucher zum *Schuldenmachen*.

Das aber muss und muss und muss immer wieder sein, dieses vermaledete zusätzliche Schuldenmachen, weil sonst die armen Schuldner, die vor dem »Käufer« liegen (und die früher genauso was auf Pump gekauft haben, Autobleche oder Ziegelsteine), ihrerseits am Ende sind.

Der Kapitalismus ist kein Reihum-Tausch, kein Ringelpietz. Der Kapitalismus ist ein Kettenbrief-System.

Wehe, wenn die Kette reißt.

3.4. DEFINITIONEN

Der Kapitalismus ist enträtselt.

Wir müssen jetzt lernen, mit der Lösung des Rätsels umzugehen. Unser Denken ist noch ganz auf die alten Erklärungen fixiert, auf »Gewinne«, auf »Wachstum« oder »Arbeitsplätze«, auf »Investitionen« oder »Konsum«. Das sind alles belanglose Garnituren.

Im Zentrum des Kapitalismus stehen die Schulden und die Tatsache, dass **Schulden mit der Zeit immer größer werden**. Der Kapitalismus ist die Lösung des Problems, wie die beim »Wirtschaften« automatisch entstandenen Schulden trotz Zeitablaufs bedienbar gehalten werden.

Damit wir lernen, mit dem enträtselten Kapitalismus umzugehen, müssen wir es üben, die Wirtschaft und die darin tätigen Menschen von der sie wirklich treibenden Kraft, der über die Zeit laufenden Schuld, her zu sehen. Dazu müssen wir die wichtigsten Grundbegriffe der Wirtschaft und der »Wirtschaftstheorie« neu definieren.

3.4.1. Kapitalismus, Debitismus

Kapitalismus ist ein Wirtschaftssystem, in welchem Eigentümer ihr Eigentum zu Zwecken der Produktion einsetzen, das zu »Kapital« wird, weil es *beliehen* ist. Der Kapitalist steht unter Schuldendruck, dem er allein niemals standhalten könnte, weil er zwar die Kosten seiner Produktion auf dem Markt wiederfindet, aber niemals die Kosten und/oder Prämien für die Vorfinanzierung seiner Produktion (Zins, Gewinn).

Der Kapitalismus (»freie Wirtschaft«) wird daher besser als »Debitismus« bezeichnet oder »debitistischer Kapitalismus«, um sein endloses Dilemma klarzumachen, das da lautet: *Es müssen sich immer spätere Schuldner (Kapitalisten, aber auch Konsumenten, »Ausland« oder »Staat«) finden, die den früheren Schuldner helfen.*

3.4.2. Sozialismus

Wirtschaftssystem, das kein »Kapital«, d. h. kein zu Produktionszwecken verschuldungsfähiges oder *verschuldetes* Eigentum kennt. Im Sozialismus fehlt also der den Kapitalismus kennzeichnende *Schuldendruck*. Die »mangelnde Dynamik« des Sozialismus ist damit erklärt.

Da es im Sozialismus keine Schulden geben kann, fehlt diesem System auch der **freie Markt**, definiert als Ort, wo Schulden reguliert, d. h. wo neue Schuldner gesucht und gefunden werden. Weil es *keine Schulden* gibt, kann es im Sozialismus auch *keine Preise* geben.

Wir kommen auf den Sozialismus noch zurück.

3.4.3. Kapital

Kapital ist immer verschuldetes Eigentum. Ein Kapital »als solches« kann es nicht geben.

Kapital muss immer »bewertet« sein, d. h. es muss ein Preisschildchen tragen. Dies geschieht in Form der »Bilanz«.

Natürlich gibt es Unternehmer, die »Kapital« bilanzieren, ohne Schulden zu haben. Sie können ihr Kapital aber nur bilanzieren (bewerten), weil *andere* Kapitalisten Schulden haben. *Denn hätte niemand Schulden, gäbe es auch kein Geld und ergo auch keine Möglichkeit, Preise zu haben.*

Schon die Tatsache, dass Kapital etwas »gekostet« hat, weist darauf hin, dass es produziert sein muss. *Produktion aber ist nur vorstellbar, indem Zeit vergeht. Wo Zeit vergeht, muss aber vorfinanziert werden, entweder vom Eigentümer selbst oder von Dritten. Finanzierung schafft immer Schulden, und Schulden schaffen Kapital, dessen Funktion wiederum darin liegt, die Schulden bedienbar zu halten.* Nur an ganz wenigen Stellen der national ökonomischen Literatur blitzt ein solch umfassender Kapital-Begriff auf. Eine Stelle sei hier zitiert, von einem französischen Wirtschaftswissenschaftler, den wir zwar später als Mickey-Mouse-Ökonomen enttarnen müssen, der aber mit seinem »Kapital«-Begriff doch der Wahrheit schon recht nahe gekommen ist. Überhaupt besteht die Nationalökonomie - wie wir auch bei Marx gesehen haben - sehr häufig aus »Beinahe-Getroffen«- oder »Gaaaanz-gaaaanz-nahe-dran«-Zuständen.

Der Franzose ist **Jean-Baptiste Say**, der da schreibt:²¹

»Beim Lichte betrachtet ist eigentlich **Jedermann** (gesperrt) **Capitalist**: selbst Derjenige, welcher gar kein Capital angelegt hat oder umtreibt, sobald er nur einen im Stand erhaltenen Hausrath (gesperrt) besitzt: denn Hausgeräte sind kein unproductives Capital. Sie produzieren eine tägliche Brauchbarkeit - eine Annehmlichkeit, die ihren **Werth** hat. Dies ist so wahr, dass, wenn man keine Möbel besitzt, man dergleichen miethet (gesperrt).

²¹ Zu Say, seinen Schriften und seiner Supply-Side-Theorie ausführlich unten im Kapitel »Disneyland«. Das Zitat aus: **Johann Baptist Say**, Ausführliche Darstellung der Nationalökonomie oder der Staatswirthschaft, Band II (herausgegeben von Carl Eduard Morstadt), 3. äußerst stark vermehrte Auflage, Stuttgart 1833.

Ein Hausrath von 20.000 Franken, der mich der Nothwendigkeit überhebt, einem Tapezierer 1000 Franken Miethen zu bezahlen, bringt mir in der That jährlich 1000 Franken ein. Von diesem Einkommen habe ich zwar am Ende des Jahres nichts übrig (gesperrt); allein nur deshalb, weil ich consumirt habe. Ich habe den durch meine Möbel geleisteten Dienst consumirt, gerade so, wie ich den Pachtzins (gesperrt), welcher mir für ein Grundstück entrichtet worden ist, consumirt habe. Dieser Pachtzins, gleichwie der Dienst meines Hausgeräthes, waren darum nicht minder (gesperrt) ein Einkommen, weil sie consumirt worden sind.« (Seite 436, in der Original-Schreibweise belassen)

3.4.4. Eigentum

Eigentum ist immer die **Basis des Kapitalismus** (Debitismus), weil nur auf der Basis von Eigentum *Schuldenmachen* möglich ist. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um Eigentum an »Sachen oder »Personen« handelt. *Damit Eigentum beliehen werden kann, muss es zunächst bewertbar sein. Dieses wiederum setzt aber voraus, dass es bereits beliehen ist.* Beliehenes Eigentum ist **Kapital**.

Ist überhaupt kein Eigentum beliehen, hat Eigentum niemals Wert«, weil es keinen Preis haben kann. Eigentum »als solches« gibt es also auch nicht. Es kann nur Eigentum sein, wenn es bewertbar ist, was wiederum voraussetzt, dass es als Kapital, d.h. als beliehenes Eigentum, eingesetzt wird. Dieser Einsatz (»Produktion«) auf dem Wege über die Verschuldung des Eigentums schafft erst »Geld«, mit dessen Hilfe Eigentum bewertbar sein kann.

»Geld« seinerseits ist immer eine *umlauffähig gemachte (»zessierte«) Schuld, ohne die es weder »Preise« für Produkte, noch eben »Bewertungen« von Eigentum geben kann.*

Eigentum, Kapital, Schulden und Geld entstehen daher **gleichzeitig**.²² Eigentum ist zwar eine gedankliche Vorstufe des Kapitals, *Eigentum, das aber nicht beliehen, also zu Kapital wird, ist als Eigentum sinnlos.*

Es gibt zwar Eigentum, das vorübergehend nicht zur Produktion eingesetzt, d.h. beliehen wird, aber es lässt sich dann nur als Eigentum bewerten, wenn **anderes** gleichartiges Eigentum beliehen wurde. Die »Kosten« dieses Eigentums sind dann die Kosten, die entstehen, weil es **nicht** als Kapital eingesetzt wurde. Machen wir uns das Ganze an einem **Beispiel** klar:

Ein Bauer hat ein Feld zum Eigentum. Entweder er bearbeitet sein Feld oder er bearbeitet es nicht. Bearbeitet er sein Feld nicht, kann der »Wert« des Feldes nur dem entsprechen, was ein »vergleichbares« Feld »wert« ist. Dazu muss aber dieses Feld bearbeitet werden. Einen »Wert« (Preis) für ein Feld kann es nur geben, wenn **wenigstens ein** anderes Feld bearbeitet wird. *Wird gar kein Feld bearbeitet, kann kein Feld einen Wert haben.* Wenn es keinen Wert für Felder gibt, hat es auch *keinen Sinn*, solche Felder zum Eigentum zu haben.

Nehmen wir nun an, der Bauer bearbeitet sein Feld (er selbst oder der – mindestens eine – Bauer, der ein Feld bearbeiten muss, um Eigentum per Wert sinnvoll erscheinen zu lassen). Dann ergibt sich diese Lage:

Zwischen dem Beginn der Bearbeitung (Umgraben, Säen) und dem Ende der Bearbeitung (Ernte, Verkauf) vergeht Zeit. In dieser Zeit muss der Bauer sich selbst, seine Familienmitglieder, seine Knechte ernähren, und er muss auf das Saatgut verzichten, das er ja – statt es zu essen – in den Boden senkt.

Dieser Zeitablauf, in dem also Verzicht geleistet wird, bzw. in dem der Bauer die Hilfe Dritter braucht (Arbeitskraft, Saatgut), kostet etwas – was wir hier schon, der Einfachheit halber, »Geld« nennen. Mit diesem »Geld« bezahlt der Bauer Löhne und Saatgut. Da sich der Bauer dieses Geld selbst hat leihen (bzw. vorstrecken) müssen, muss er am Ende des Durchgangs mehr »Geld« hereinbekommen, als er ausbezahlt hat. Dieses »Mehr« ist – unabhängig vom konkreten Erfolg der Ernte, ob also viel oder wenig in die Scheuer gekommen ist – die Größe, die letztlich den »Wert« seines Feldes definiert:

- **Gibt es kein Mehr**, kann der Bauer die Zinsen, die auf seinen Kosten liegen, nicht bezahlen. Sein Feld ist wertlos. Und zwar *dauernd* wertlos, wenn sich ein Mehr, egal von welchem Bauern oder mit welchem Fleiß, nicht erwirtschaften lässt. Es ist *vorübergehend* wertlos, bis sich jemand findet, der ein Mehr zu erwirtschaften in der Lage ist.

²² Die Krone, auf diesen Zusammenhang als erster hingewiesen zu haben, gebührt **Gunnar Heinsohn**, speziell in seiner Arbeit »Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft«, Frankfurt 1984. Andere, neuere Arbeiten zum Problem und Phänomen des »Eigentums« sind sämtlich unbrauchbar, z. B. **Henri Lepage**, Pourquoi la propriété, Paris 1985, der nur die strammen, aber absolut belanglosen Pro-Privateigentums-Ideen wiederkaut, die bereits **Adolphe Thiers** in seinem »De la propriété« (Paris 1848) vorgekaut hat. Auf die Idee, dass Eigentum etwas mit Schulden zu tun haben könnte, sind die Franzosen nicht gekommen, wie schade!

- **Es gibt ein Mehr in Höhe der Kosten**, die der Bauer aufgrund der Vorfinanzierung der Produktion hatte. Das Feld (»Kapital«) lässt sich dann »bewerten«, weil es die Kapital-Funktion erfüllt, nämlich verschuldet eingesetzt zu sein (die Sicherheit für das, was der Bauer vorfinanzieren muss, ist sein Feld) und Einkommen zu erwirtschaften. Insofern berechnet sich der »Wert« des Feldes unter dem Aspekt, dass es denjenigen, die von ihm leben, ein Einkommen verschafft, das ihnen das Überleben ermöglicht.

Der »Wert« des Feldes ist also in Beziehung zu der Tatsache zu setzen, dass es einige Menschen »ernährt«, wie es so schön heißt. Das bedeutet: Das Feld wird so viel »kosten«, wie man braucht, um die Menschen, die von ihm leben, zu ernähren, solange sie leben. Das Feld kostet also ein gewisses Mehrfaches seines Jahresertrages, wobei dieser Ertrag notabene nicht in Beziehung zu setzen ist mit dem, was die Feldfrüchte am Markt erbringen, sondern mit dem, was das Feld leistet, indem es den Eigentümer und die Seinen ernährt.

Am einfachsten ermittelt sich der Wert des Feldes unter der Annahme, dass *nach* dem Eigentümer und den Seinen *niemand* mehr vom Feld leben muss oder möchte. Dann ist der Wert des Feldes so hoch wie die *abgezinsten Lebenshaltungskosten* der Betreffenden gerechnet auf die erwartete durchschnittliche Lebensdauer der Betreffenden.

- **Es gibt ein Mehr, das die Kosten einspielt und dem Bauern noch einen »Gewinn« lässt**, seine Risiko-Prämie dafür, dass er sich überhaupt auf das schwierige Geschäft des Vorfinanzierens von Kosten eingelassen hat. Entsprechend diesem Gewinn steigt dann der Wert des Feldes. Ist der Gewinn nachhaltig zu erwirtschaften, steigert das den Wert des Feldes je nach den konkreten Ergebnissen über den Wert, der sich nach dem zweiten Fall ermitteln lässt, hinaus.

Wie aber auch immer der »Wert« sich dann stellt. Dass es überhaupt einen Wert gibt, setzt immer voraus, dass der Kapitalist (Bauer) nicht nur die *Produktionskosten*, sondern auch die **Kosten der Vorfinanzierung** der Produktion wieder hereinholt. Von dort aus können wir uns gut dem nächsten Komplex zuwenden:

3.4.5. Wert und Preis

Der Wert einer Sache (ob »Kapital«, ob produzierter Gegenstand) ist im debitistischen Kapitalismus immer die **subjektive** Vorstellung, dass sich die Produktionskosten einschließlich der auf ihnen liegenden Kosten und einer eventuell »gewünschten« Prämie (Gewinn) realisieren lassen. Der Preis einer Sache aber ist der sich auf dem Markt dann ergebende **objektive** Tatbestand.

Wert und Preis sind in numerischen Größen (1, 2, 3 ...) vorgestellt bzw. realisiert. Wert und Preis stimmen überein, wenn – vom *Anbieter* aus gesehen – eine *so hohe Verschuldungsbereitschaft der Käufer* entwickelt wird, dass die Produktionskosten (die ursprünglich nur als »Nachfrage« und ergo Wert-Realisierungs-Faktor zur Verfügung stehen) entsprechend den Verkäuferwünschen überschritten werden. Wert und Preis stimmen – vom *Nachfrager* aus gesehen – überein, wenn sich entsprechend *geringe Verschuldungsbereitschaft* der Käufer entwickelt, dass sich der Preis dem entsprechend niedrig angenommenen Wert annähert.

Subjektive »Wertungen« (»Dies ist eigentlich viel zu >billig<«, »Dies ist es mir >nicht wert<«) sind immer das Resultat von Prozessen, die der einzelne Anbieter oder Nachfrager niemals unter »Kontrolle« haben kann. Es handelt sich um nachgelagerte Verschuldungsvorgänge, aus denen heraus sich dann konkrete Preise am Markt ergeben.

Das Argumentieren mit »Werten« ist amüsant, aber für den debitistischen Kapitalismus ohne jeden praktischen Sinn. Das endlose Streiten um den »richtigen« Wert oder um etwaige »Differenzen« zwischen Wert und Preis ist völlig müßig. Jeder darf sich »Werte« vorstellen und wünschen, wie er will. Was am Markt dann als »Preis« realisiert wird, ist immer allein davon abhängig, ob und in welcher Höhe die Produktionskosten plus die Vorfinanzierungskosten der Produktion plus Vorfinanzierungs-(= Risiko-)Prämie (Gewinn) realisiert werden.

3.4.6. Mehrwert

Auch die Marxsche Idee vom »Mehrwert« ist nichts als eine Chimäre', ein Fabelwesen *ohne Sinne*. Falls die Arbeiter der Meinung sind, sie sollten höhere Löhne kassieren, als ihnen der Kapitalist zu zahlen bereit ist, müssen sie ihn nur dazu bringen, sich entsprechend höher – zur Vorfinanzierung der entsprechend höheren Löhne nämlich – zu verschulden. Eine unbegrenzte Verschuldungsbereitschaft der Unternehmer vorausgesetzt, kann jeder Lohn gefordert und gezahlt werden.

Und wenn der Kapitalist schon, wie Marx fabuliert, bereit ist, jeden beliebigen Mehrwert vorzufinanzieren (er greift bekanntlich nur in seinen Dagobert Duckschen Silo), *dann kann er doch genauso gut auch jede beliebige Lohnhöhe vorfinanzieren*. Was er rationeller Weise auch tun sollte, um allfällige Arbeiterunruhen, Hunger-Revoluten und natürlich auch die »große Revolution« zu vermeiden.

Auf Lohnhöhe und Arbeitslosigkeit kommen wir noch zu sprechen.

3.4.7. *Freier Markt und freie Preise*

Nach landläufiger Meinung müsse nur »freie Marktwirtschaft« herrschen, um dem Wohlstand der Nationen auf die Sprünge zu helfen. Diese Vorstellung steckt hinter den bekannten »Wirtschaftstheorien« von **Adam Smith** über **Mises** und **Eucken** bis **Hayek**, **Friedman** und den Neuen Klassikern. Diese Vorstellung ist ganz *naiv*, und sie wird weiter unten noch ausführlicher zurechtgerückt.

Der freie Markt mit freiem Marktzugang und allseits freien Preisen ist eine durchaus *notwendige*, aber keinesfalls eine *hinreichende* Bedingung für den wirtschaftlichen Fortschritt, für Wohlstand und hohe Wachstumsraten. Der Kapitalismus entwickelt sich nicht, weil er sich »frei« entwickeln darf. Sondern er entwickelt sich, weil verschuldete Eigentümer, alias Kapitalisten, den **Markt** brauchen, um **dort** die verauslagten Produktionskosten wieder einzufangen – und um die anderen Marktteilnehmer (»Käufer«) zu just jener *zusätzlichen Verschuldung* zu animieren, ohne welche die verschuldeten Kapitalisten ausnahmslos untergehen müssten.

Die freie Marktwirtschaft ist eine Veranstaltung, um den »Kapitalismus« definierenden Prozess möglichst optimal, d.h. letztlich *zeitsparend*, ablaufen zu lassen. Wir können also sagen: Je besser, d. h. freier die Marktwirtschaft, umso schneller, weil ungehinderter, *kann der Kapitalist seine Kosten wieder einfangen und die zur Systemerhaltung notwendige Neuverschuldung auf den Weg bringen*. Was die Neuverschuldung wiederum *senkt*.

Weil wir Marx oben mit Bildern von Dagobert Duck und König Laurin geärgert haben, können wir den Kapitalisten auf dem freien Markt wie folgt beschreiben: Er läuft da herum wie ein junger englischer Lord mit einem Schmetterlingsnetz. Das Netz dient ihm dazu, seine Produktionskosten wieder einzufangen, die irgendwo auf dem Markt, alias auf der bunten Wiese, herum schwirren. Dabei muss der junge Lord durch feine Manieren und in besten Tweed gewandet so sehr auffallen, dass sich mehr Schmetterlinge auf ihm niederlassen, als eigentlich zunächst auf der Wiese vorhanden gewesen sind.

3.4.8. *Risiko und Gewinn*

Es versteht sich von selbst, dass auch das Risiko im Kapitalismus in Wirklichkeit etwas ganz anderes ist, als immer wieder dargestellt. In den Köpfen der traditionellen Wirtschafts-»Theoretiker« besteht das Risiko der Kapitalisten darin, dass sie einen *geringeren* Anteil an der von ihnen in den Kreislauf als Produktionskosten abgegebenen und »im Markt« also herumschwirrenden »Nachfrage« zurückbekommen, als sie – sozusagen *anteilig* – verausgabte haben.

Auch diese Vorstellung ist *kindlich*. Da gibt es also 100 Unternehmer, jeder hat 100 Kosteneinheiten abgegeben, macht 10 000 Einheiten Nachfrage. Die »besseren« 50 Unternehmer kriegen davon je 110 zurück. Die schlechteren 50 nur 90, und wenn sie nicht bald besser werden, scheiden sie aus dem »Wettbewerb« aus.

Das ist ganz falsch.

Wahr ist vielmehr, dass 10 000 Einheiten Nachfrage von den 100 Kapitalisten geschaffen wurden, dass sie aber insgesamt 11 000 zurück haben müssen (die 1000 seien Zins, Gewinn). Macht pro Kapitalisten 110. Die 50 besseren schaffen das mit Mühe und Not. Die 50 schlechteren müssen sich in die verbleibenden 4500 teilen (wenn wir die zusätzliche debitorische Verschuldung nicht haben), und sind mit je 90 schlicht pleite. Von den verbleibenden 50, die insgesamt 5500 bringen müssten, die aber – im Beispiel unserer Wirtschaftstheoretiker, die den Debitismus nicht kennen – nur 5000 bringen, scheidet auch sofort wieder die Hälfte aus usw. Kurzum: *Der Kapitalismus wäre längst zu Ende, wenn es so etwas wie das Wirtschaftssystem der »freien Marktwirtschaft« mit »Bestenauslese« tatsächlich gäbe*.

Tatsächlich liegt das Risiko der Kapitalisten nicht darin, die verauslagten Produktionskosten nicht wiederzusehen, sondern darin, keinen Nachfolge-Schuldner zu finden.

Insofern ist der viel geschmähte »Profit« eine Petitesse, ist Kleckerleskram und überhaupt nicht die Aufregung wert, die allenthalben darum gemacht wird.

Der Profit (Gewinn) ist nicht etwa eine Prämie fürs Wiedererwischen der verauslagten Kosten, wie es die bürgerlichen Ökonomen bis heute lehren. Er ist auch kein Ausbeutungs-Vehikel, wie die Linken faseln, weil es Ausbeutung (Wert minus Preis, alias Lohn für »gute« Arbeit) überhaupt nicht geben kann. **Sondern der Profit ist eine echte Risiko-Prämie, die sich alle Kapitalisten ehrlich verdienen**. Denn ihr Risiko besteht darin, die *Anschlussverschuldung* nicht auf den Weg zu bringen, keine späteren Schuldner (mehr) zu finden und ergo allesamt elendiglich unterzugehen.

3.4.9. *Das Gleichgewicht und der Staat*

Seit dem 19. Jahrhundert gilt das wirtschaftliche »Gleichgewicht« als etwas höchst Erstrebenswertes, ein Zustand, in dem sozusagen »alles gut« ist. Alle haben, was sie wollen, alle sind beschäftigt, es steigen weder Preise noch Zinsen, der Außenhandel ist im Gleichgewicht, die Währung ist stabil und so weiter.

Wer den debitistischen Kapitalismus begriffen hat, kann über solche Vorstellungen nur lächeln. Sie entspringen vermutlich dem allgemeinen *Harmoniebedürfnis*, dem sich gerade Ökonomen nicht entziehen können. **Tatsächlich aber kann es in der freien Wirtschaft niemals ein endgültiges »Gleichgewicht« geben.** Denn selbst wenn wir das als »Gleichgewicht«, alias als »Idealzustand« definierten, dass die Kapitalisten endlich die für ihr Weiterexistieren notwendigen Nachfolge-Schuldner gefunden haben und insofern für sie »alles gut« ist, haben sich die Nachfolge-Schuldner nun ihrerseits in die Gefahr des existentiellen Untergangs begeben, für sie ist keineswegs schon »alles gut – Sie stecken vielmehr im größten Risiko, in der Gefahr unterzugehen, wenn sie nicht ihrerseits wieder neue Schuldner finden – und seien es die alten, die sie gerade aus ihrer Existenz-Gefahr erlöst haben.

Die freie Wirtschaft ist ein **dynamischer Prozess**, in der Tat. Es kann schon deshalb niemals ein endgültiges Gleichgewicht geben, mit dem sozusagen »alles im Lot« ist, alles abgeschlossen werden kann, eine Größe auf die andere passt. *Der Kapitalismus läuft über die Zeit, und über die Zeit laufen heißt: immer neue Schuldverhältnisse eingehen, weil die alten auslaufen und kritisch werden.*

Der Zeitablauf aber kostet. Dadurch entstehen Zinsen und/oder Gewinnerwartungen zur Belohnung des Risikos, das der Kapitalist eingegangen ist, indem er sich zu Zwecken der Produktion verschuldet hat und die entsprechenden Geldmittel, alias »Kaufkraft«, aus seinem Unternehmen in die weite Welt geschickt hat, ohne irgendeine Form der Gewissheit, sein »Geld« wiederzusehen.

Die Kosten des Zeitablaufs müssen von immer neuen Schuldnern anerkannt werden, durch eigenes Schuldenmachen nämlich. Sonst können die alten Schuldner nicht bestehen. Wenn überhaupt so etwas wie eine Idee eines »Gleichgewichts« im Kapitalismus einen Sinn geben soll, dann die, dass sich dieser Prozess, der debitistische Kettenbrief, immer wieder **fortsetzen** muss. Insofern können wir die Bedingung für die störungsfreie Existenz der freien Wirtschaft formulieren als: immer neues Schuldenmachen in just dem Umfang, in dem die alten Schuldner Vorfinanzierungskosten haben.

Dabei stoßen wir auf zwei Probleme, die uns noch beschäftigen sollen:

1. **Wie »verschwinden« eigentlich Schulden wieder?** Der ganze Kapitalismus besteht ja nur aus einem möglichst reibungslosen Aufschuldungsvorgang. Und wenn schon aufgeschuldet wird, wenn also Schulden einfach nicht mehr verschwinden wollen, sondern nur noch »aufrecht« erhalten werden können, indem man sie aufschuldet: Was bedeutet die Tatsache, dass durch solches Aufschulden nicht nur die Schulden immer höher wachsen, sondern auch die gleichzeitig gebuchten Guthaben?
2. **Wo liegen die Grenzen des Schuldenmachens?** Gibt es solche Grenzen insgesamt und/oder bei einzelnen Schuldnern? Gibt es Schuldner, die »grenzenlos« Schulden machen können? Wie beeinflusst solches unbegrenzte Schuldenmachen die Lage anderer Schuldner?

Unter beiden Punkten werden wir sehr schnell den **Staat** entdecken. Das ist ein ganz besonderer Schuldner: jemand, der jederzeit die Schulden *anderer* übernehmen kann, jemand, der schier unbegrenzt immer *neue* Schulden machen kann, jemand, der diese Schulden *stellvertretend* für andere machen kann, jemand, der aber auch garantiert, dass überhaupt Schulden von anderen gemacht werden können, jemand, der dafür sorgt, dass diese Schulden auch vollstreckbar bleiben und insofern einen »Wert« behalten.

Der Staat ist der alles entscheidende Faktor für Existenz und Ablauf des kapitalistisch-debitistischen Prozesses.

Der Staat ist dabei Gott und Satan in einem: Er schafft den Kapitalismus und er vernichtet ihn.

Dies werden wir bei der Untersuchung des kapitalistischen Ablaufs noch näher betrachten.

3.4.10. Nachfrage, Kauf, Tausch

Nachfrage hat im Kapitalismus nur eine einzige Aufgabe: Die früheren Schuldner am Leben zu halten. Nachfrage »als solche« gibt es nicht. **Nachfrage besteht immer nur aus Schulden:** aus Schulden, die *frühere* Schuldner gemacht haben und die über Produktionskosten und »Einkommen« jetzt in den Händen der Nachfrager sind. Und aus Schulden, die die Nachfrager *selbst* machen müssen, damit die früheren Schuldner überleben können.

Der Kauf, bei dem Nachfrage ausgeübt wird, ist im Kapitalismus immer ein Schulden-Weiterreichen und ein zusätzliches Schuldenmachen. Dadurch unterscheidet sich der Kauf vom Tausch. Beim **Tauschen** werden nur die früher gemachten Schulden, die irgendwo zu Einkommen und/oder Guthaben geworden sind, *weitergereicht*.

Gekauft werden produzierte Gegenstände, bei deren Produktion die Kapitalisten Kosten vorfinanzieren mussten. Getauscht werden Gegenstände, die das Gekauft-Werden bereits durchlaufen haben bzw. die sonst wie »vorhanden« sind.

Ein **Beispiel** macht das klar:

Ein Couturier stellt Ballkleider her. Er finanziert die Kosten vor (Löhne, Stoffe), und er kalkuliert die Vorfinanzierungskosten und seinen Gewinn ein. Die Damen sind verrückt nach den Kleidern und überziehen ihre Konten, um dranzukommen: ein klassischer debitistischer Prozess mit Zusatzverschuldung.

Die Ball-Saison ist zu Ende. Die Damen können die rauschenden Roben nicht mehr sehen. Sie verkaufen die Dinger in Second-Hand-Shops: kein Kaufen mehr, sondern ein Tauschen!

Der Second-Hand-Shop muss die Dinger reinigen und aufarbeiten lassen, will Lohnkosten hereinbekommen und Gewinne machen: Ein paar Mädels kommen vorbei und kaufen die Kleider, um als Punker zum Karneval nach Rio zu jetten: Sie holen sich Geld von ihren Konten, eine neue Runde Kaufen hat begonnen.

Kaufen ist also immer angesagt, wenn bis zum Anbieten des betreffenden Gegenstandes vorfinanzierte Kosten gelaufen sind, die inklusive Vorfinanzierungskosten und Risiko-Prämie nur hereinkommen können, wenn die Käufer sich ihrerseits verschulden.

Alles andere ist **Tauschen**.

Diese Unterscheidung ist deshalb wichtig, weil das eigentliche Problem der Ökonomie, wie wir gesehen haben, die **Zeit** ist. Im Interesse der Verkäufer muss es also liegen, möglichst zügig zu verkaufen, d. h. die verauslagten Kosten möglichst fix wieder einzufangen. Je schneller das geht, desto geringer sind die Vorfinanzierungskosten usw., und desto leichter ist es auch, einen Käufer zu finden.

Der Kapitalismus ist dann am besten in Schuss, wenn alles »weggeht wie warme Semmeln«. Dann ist die erforderliche Neuverschuldung möglichst niedrig, es entfallen umständliche Werbe- und Marketing-Maßnahmen.

Sobald aber die Einkommen (= Produktionskosten der am Markt erscheinenden neu produzierten Gegenstände) erst noch lange Umwege machen, treibt das die Vorfinanzierungskosten hoch, was wiederum die Kunden immer ekelhafter macht und die Lage der verschuldeten Kapitalisten immer auswegloser.

Dieser Effekt zeigt sich deutlich bei sogenannten »Sachwert-Hausen«. In den Schlussphasen einer *Inflation* (auf die wir noch ausführlich kommen) steigen die Preise für produzierte und bereits einmal »verkaufte« Gegenstände immer weiter. Selbst Sachen wie Gold und Grund und Boden werden immer teurer. Viel von der Kaufkraft, die aus der vorfinanzierten Produktion stammt und die eigentlich schleunigst in die Fabriken zurückkehren sollte, *dreht erst noch ein paar Runden* am Gold- oder Immobilienmarkt.

Dadurch wird die Zeit, die normalerweise bis zur Rückkehr dieser Kaufkraft vergeht, erheblich »länger«: *Die Kosten für Zeitablauf steigen*.

Damit haben wir ganz nebenbei eine Erklärung für das Phänomen gefunden, dass in einer Inflation nicht nur die *Preise*, sondern auch die *Zinsen steigen*. Die Zinsen steigen sogar noch erheblich weiter an, wenn weitere Kredite aufgenommen werden, um sich an einer Sachwert-Hausse zu beteiligen.

Aus dem »produzierenden« Unternehmer ist dann der »Spekulant« geworden, eine besonders hässliche Form des Homo capitalisticus, der »Baulöwe«, »Immobilien-Hai«, der »Gold-Guru«.

Wie wir unten bei der Analyse des Blow-offs sehen werden, verhalten sich aber Sachwert- (wie natürlich auch Börsen-) Spekulanten *absolut rational*, wenn sie sich verschulden, um sich an einer Hausse zu beteiligen. Sie sind genauso »sozial« wie alle anderen, die sich im debitistischen System aufhalten, ob Kapitalisten oder Arbeiter.

Das Problem beim **Blow-off**, also einer durch laufende zusätzliche Beleihung eines Gegenstandes zum Zwecke weiterer Nachfrage nach diesem Gegenstand (und nicht etwa zum Zwecke des Einsatzes dieses Gegenstandes für die Produktion – als »Kapital« beispielsweise) hervorgerufenen *Hausse* in einem Tausch- (nicht Kauf-)Gut, liegt im unausweichlichen *Zusammenbruch* dieser Hausse.

Gleichzeitig entzieht eine solche Hausse dem produzierenden, »normalen« Sektor »Mittel«, weil sie die in den Kreislauf gebrachte Kaufkraft auf *zeitverzehrende* und *ergo zinstreibende Umwege* schickt.

Wo immer Hausen und Blow-offs auftreten, ist das kapitalistische System, dessen »Zweck« nur die möglichst zügige, von der Kundschaft akzeptierte Produktion darstellt, im Innersten faul.

Der Kapitalismus steuert dann unausweichlich auf eine große Krise zu.

3.5. DIE KÖNIGSKINDER ODER: ANGEBOT UND NACHFRAGE

Zu den Sagen, die von der Nationalökonomie immer wieder aufgetischt werden, gehört auch die von den Königskindern: »Angebot« und »Nachfrage«, die sich »irgendwo« treffen sollen und dann einen »Gleichgewichtspreis« definieren, zu dem der »Markt geräumt« wird.

Dabei zeichnen die Ökonomen zwei Kurven, die jede für sich ganz plausibel ausschauen:

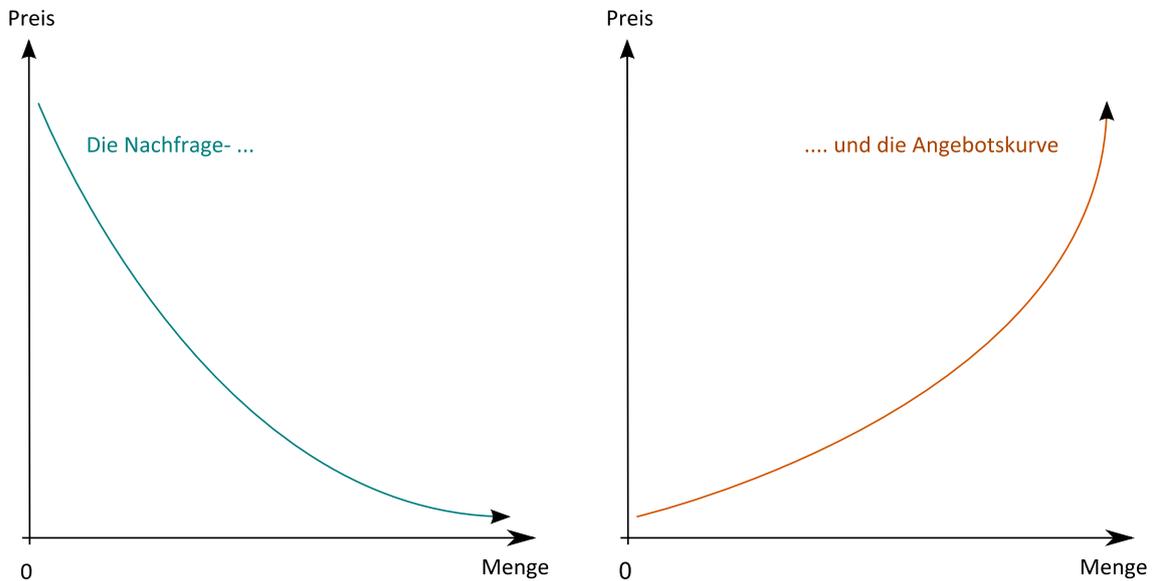


Abbildung 6: *Wie sich Nachfrager und Anbieter verhalten: Je niedriger der Preis, umso mehr fragt der eine nach, umso weniger bietet der andere an.*

Da kann niemand meckern. Je höher der Preis, umso geringer die Nachfrage (links, also »vom Abnehmer aus gesehen«) und umso mächtiger das Angebot (rechts, also vom »Anbieter aus gesehen«).

Beide Kurven werden dann »zum Schnitt« gebracht, was ebenfalls einleuchtet. Das sieht wie Staatlich Meißen aus:

Beide Kurven schneiden sich (»Staatlich Meißen«)

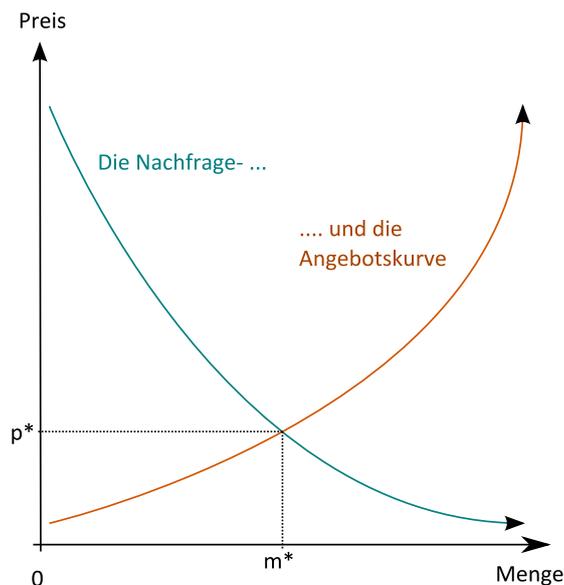


Abbildung 7: *Wo sich Angebot und Nachfrage »treffen« (»schneiden«), wird die Menge m^* zum »Gleichgewichtspreis« p^* umgesetzt.*

Im Schnittpunkt haben wir einen »Gleichgewichtspreis« und eine »Gleichgewichtsmenge«: Dort wird die »richtige« Menge zum »richtigen« Preis angeboten und nachgefragt, also »umgesetzt«.

Im Kapitalismus kann nun aber, wie wir Debitisten wissen, die Nachfrage niemals ausreichen, um das Angebot vom Markt zu nehmen. Angebot und Nachfrage sind im Kapitalismus wie die Königskinder: Sie können finden zueinander nicht. N-i-e. Denn die Kosten für die **Zeit**, die verstrichen ist, bis die Produktion am Markt erscheint, sind als Nachfrage nicht vorhanden.

Einen solchen »Gleichgewichtspreis«, wie ihn die Nationalökonomien fordern, gibt es nur im Märchen: In einer Wirtschaft, in der genau das hergestellt wird, was die Leute auch haben wollen, und das – *ohne dass Zeit verstreicht*.

Das Modell mit dem »Schnittpunkt« von Angebot und Nachfrage ist das einer Fabrik, die Lebensmittel herstellt, wobei die Arbeiter der Fabrik zugleich ihre Kunden sind und am Abend folgendes passiert: Auf der einen Seite des Unternehmens, wo steht »Kasse«, werden die Löhne in bar ausgezahlt. Auf der anderen Seite der Firma, wo steht »Waren«, kommen dann die Arbeiter mit ihren Löhnen hin und holen sich die Waren ab. (Strenggenommen dürfte beim Schlendern vom Schalter »Kasse« zum Schalter »Waren« keine Zeit verstreichen, weil die niemandem bezahlt wird. Nur dann muss man sich fragen, warum die Menschen erst noch den Umweg über die »Kasse« machen, weil sie auch direkt zum Schalter »Waren« gehen könnten, um schneller an das zu kommen, was sie in Wirklichkeit haben wollen.)

Damit sind wir wieder am Kern des Kapitalismus angekommen: **Wann immer und wo immer Zeit verstreicht, muss sie bezahlt werden.** Auch wenn sie nicht »bezahlt« wird, verstreicht die Zeit nicht kostenlos. Nehmen wir in unserem Beispiel an, dass die Arbeiter schon am Morgen Geld bezahlt bekommen, vielleicht, damit sie überhaupt in die Fabrik kommen, um die Arbeit aufzunehmen. Sie kriegen die Waren aber erst am Abend ausgeliefert. In der Zwischenzeit »bezahlen« die Arbeiter selbstverständlich die Zeit: mit Verzicht.

Nehmen wir ein anderes Modell einer solchen kleinen Welt, so finden wir:

Morgens erscheinen die Arbeiter, um das herzustellen, was sie am Abend mit nach Hause nehmen wollen.

Im Laufe des Mittags treffen die Fahrzeuge mit den Geldscheinen ein, die von der Bank kommen. Abends werden die Geldscheine an die Arbeiter ausgehändigt, die dann die Waren kaufen und das Geld wieder beim Unternehmer abliefern, der es seinerseits wieder an die Geldtransportfahrer von der Bank aushändigt.

Für das Zur-Verfügung-Stellen von Geldscheinen, Geldtransportern, Geldbewachern usw. verlangt die Bank wiederum Geld, von der Firma natürlich. Die muss es in den Preisen der Produkte kalkulieren, die Produkte sind teurer geworden. Aber das Geld, das diese Geld-Vorbeibringungs- und Geld-wieder-Abholungskosten kostet, dieses Geld ist nicht vorhanden: Die Firma hat es nicht, sie muss es ja zahlen. Die Arbeiter haben es nicht, denn die kriegen nur die Löhne. Die Bank hat es auch nicht, denn die wartet ja darauf. Also?

Also: Wir können es drehen und wenden, wie wir wollen. *Wo immer Menschen wirtschaften, vergeht Zeit.* Diese Zeit kostet Geld und muss kalkuliert werden. Das, womit diese Zeit letztlich aber bezahlt werden könnte, ist nicht vorhanden. Es muss seinerseits erst wieder geschaffen werden wie alles andere vorher auch: durch Verschuldungsakte.

Um die Produktion am Abend vollständig abzuräumen, um die Firma (die darin beschäftigten Arbeiter) und die das Geld zur Verfügung stellende Bank, um alle also »auf ihre Kosten« kommen zu lassen, muss der Prozess mit immer neuen Schuldnern fortgesetzt werden.

Die Arbeiter können sagen: Gut, dass ihr von der Bank gerade da seid, wir müssen uns Geld leihen, um der Firma die gesamte Produktion abzukaufen. Das Geld holen wir uns morgen durch eine Lohnerhöhung wieder rein, woraufhin sich die Firma am anderen Tag ihrerseits stärker bei der Bank verschulden muss, um die höheren Löhne zu bezahlen, die die Arbeiter brauchen, um alle Waren abzunehmen, die sie wiederum unbedingt brauchen, um satt zu werden.

Oder die Firma sagt, wir verkaufen zum alten Preis, ich bleibe das Geld einen Tag länger bei der Bank schuldig, und die Zinsen von heute und die von morgen, die zusätzlich anlaufen (einschließlich der nichtbezahlten Zinsen von gestern und der entsprechenden Zinseszinsen), die holen wir uns morgen durch entsprechende Lohnsenkungen wieder rein. Dann können sich die Arbeiter weniger kaufen, sind hungriger.

Und schließlich fällt beiden Seiten, der Firma und den Arbeitern, noch ein Trick ein: besser und schneller zu arbeiten, dass am Abend doch das gleiche rauskommt, aber »produktiver«. Das ist dann der »technische Fortschritt« und das daraus resultierende »Wirtschaftswachstum«, das es *nur* im Kapitalismus geben kann, weil nur der Kapitalismus alle unter den hier beschriebenen Druck setzt.

Und Angebot und Nachfrage?

Sehen in Wahrheit so aus:

Angebot und Nachfrage im wirklichen Kapitalismus

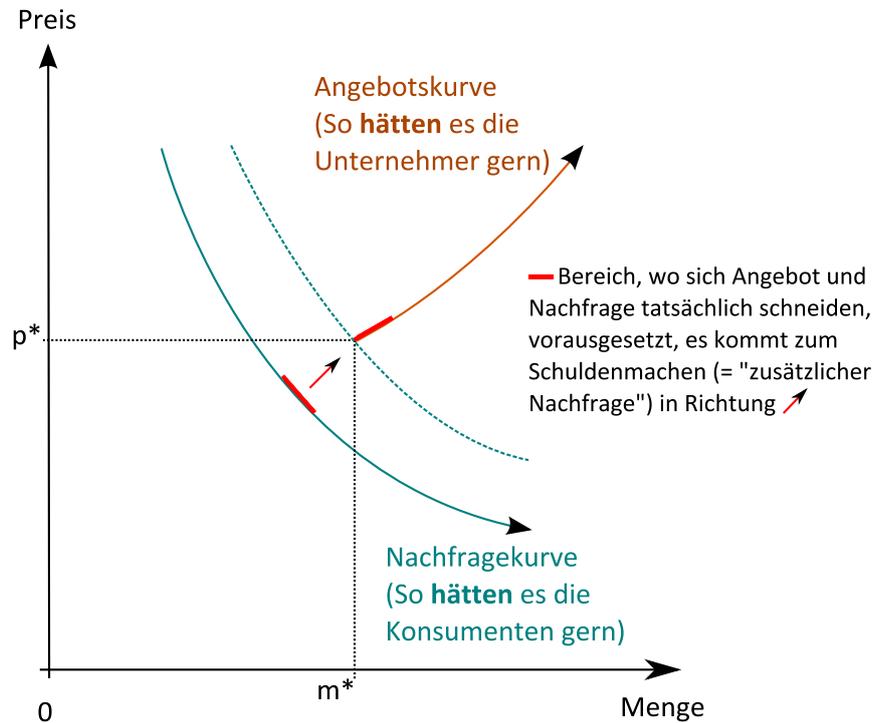


Abbildung 8: Im wirklichen Leben können sich Nachfrage und Angebot nur »treffen«, wenn die Nachfrager zusätzliche Schulden machen, ihre Kurve also nach rechts verschieben. Durchgezeichnete Nachfragekurve: Die nur aus Faktoreinkommen bestehende Nachfrage. Gestrichelte Kurve: Die durch zusätzliches Schuldenmachen in Richtung »Pfeil« ↗ verschobene Nachfragekurve. Die **fett rot** gezeichneten Stellen sind die, wo sich dann Angebot und Nachfrage tatsächlich treffen und der Markt mit Menge m^* zum Preis p^* geräumt wird. Wichtig: Ein Angebot links unterhalb von — findet gar nicht statt, weil die Unternehmer dort bereits im Verlust wären.

Wer Probleme mit der zweidimensionalen Darstellung hat, sollte sich das Ganze mit der Angebots- und Nachfragekurve dreidimensional vorstellen: Die *Zeit* ist nach oben abzutragen, die Nachfragekurve schwebt dann unterhalb der Angebotskurve und kann sie erst berühren, wenn sie angehoben wird, wenn also die benötigte Zusatz-Nachfrage (= Verschuldung) stattgefunden hat. Die Angebotskurve hat ja schon den Zeitaspekt eingebaut: Es sind die Kosten, die entstehen, weil Zeit kalkuliert werden muss.

Wir werden unten bei der Darstellung des Katastrophenbildes »Crash am Aktienmarkt« noch eine solche dreidimensionale Darstellung sehen.

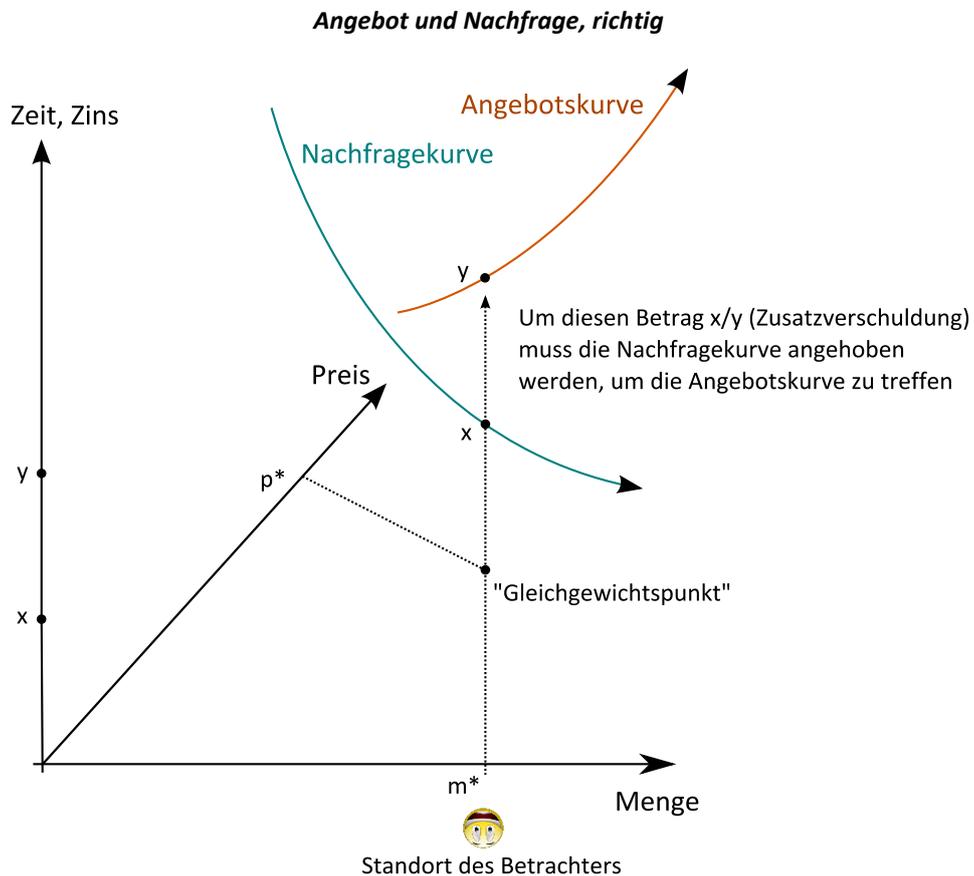


Abbildung 9: Die Angebotskurve schwebt in Wirklichkeit unerreichbar über der Nachfragekurve. Beide Kurven können sich nur schneiden, wenn die Nachfragekurve durch »mehr Nachfrage« angehoben wird, wobei sich die Nachfrage-Leute eben Ihrerseits verschulden müssen – um y/x . Sonst wird niemals der Markt geräumt, und der Gleichgewichtspunkt $[m^|p^*]$ bleibt eine Illusion.*

3.6. URSCULD, UNSCHULD, BORDELLWIRTSCHAFT: DER MENSCH ALS KAPITAL

Ein Lieblings-Bild der Menschen ist das vom »unschuldigen Kind«.

Es gibt aber keine unschuldigen Kinder. Jedes Kind, das auf die Welt kommt, ist verschuldet bis unter seinen süßen Haarflaum. Es sind die Schulden, die der neue Mensch *sich selbst gegenüber* hat. Schulden, die aufgrund seiner Existenz entstanden sind.

Diese Schulden lassen sich überschlägig berechnen: Es sind die Kosten, die der neue Mensch hat, um ein Leben lang am Leben zu bleiben. Die Ausgaben für Nahrung, Wohnung, Kleidung usw., alles abgezinst auf die Gegenwart. Die Kosten werden in den ersten (und manchmal auch in den letzten) Lebensjahren von anderen lieben Menschen getragen. Nichtsdestotrotz sind sie da. *Und jeder junge Mensch ist ein neuer, junger Schuldner.* Seine Eröffnungsbilanz sieht so aus:

Der neue Mensch

Aktiva	Passiva
Schaffenskraft, die im Laufe eines Lebens die lebensnotwendigen (oder auch das Leben verschönernden) Dinge erstellen kann.	Abgezinste Kosten zur Erhaltung des Lebens (und auch der Lebensfreude), also zur Erhaltung der Aktivseite

Mit der Eröffnungsbilanz des Menschen ist es nicht anders als mit jeder Geschäftsbilanz auch. Die Aktivseite enthält das, was der Mensch (die Firma) »vermag«, also das »Vermögen«, die Passivseite verzeichnet die Schulden, die gemacht werden mussten, um dieses Vermögen zu erstellen bzw. (später) zu erhalten.

Jeder Mensch ist ein Schuldner. Er ist es sich zumindest schuldig, sich selbst zu erhalten. Falls er sich nicht selbst erhält (oder erhalten kann), dann müssen andere Menschen diese Schuld (»Verpflichtung«) übernehmen.

Jeder Mensch ist sich selbst also etwas schuldig. Dies ist die **Urschuld**. Dies ist auch jener Umstand, bei dem viele Religionen ansetzen und viele Mythen.

Sich selbst etwas schuldig zu sein, nämlich die Erhaltung des eigenen Lebens, setzt ein Erkennen dieser Schuld voraus. Menschen, die nur in den Tag hinein vegetieren, Menschen, die es in der Vor- und Frühgeschichte zweifellos gegeben hat, lange bevor sich Reflektionen und Selbsterkenntnisse entwickelt hatten, wissen nichts von dieser Schuld. Sie leben instinktgesteuert wie ein Tier. Sie nehmen sich ihre Nahrung, wo sie etwas finden, und sie legen sich nieder, wo es gerade geht.

Garcilasco de la Vega (1539-1616), Sohn einer Inka-Prinzessin und eines spanischen Konquistadoren, gibt den Bericht eines alten Inka wieder, der die Metzeleien **Atahualpas** überlebt hatte und über die »Vermenschlichung« der Ureinwohner Perus erzählt:²³

»Der Fürst zog gen Norden und die Fürstin gen Süden; zu allen Männern und Weibern, die sie in jenen Gebirgsklüften trafen, sprachen sie und sagten ihnen, wie ihr Vater, die Sonne, sie vom Himmel ausgesandt hätte, damit sie Lehrer und Wohltäter jenen ganzen Landes würden, indem sie sie **aus ihrem tierischen Dasein hinausführten und sie lehrten, als Menschen zu leben** ... (und sie zogen dahin, um) ihnen die Speise von **Menschen und nicht von Tieren zu geben** ... Kurzum, alles, was zum **menschlichen Leben** gehört, lehrten unsere Fürsten ihre ersten Vasallen, wobei der Inka-König der Lehrer der Männer und die Coya, die Königin, die Lehrerin der Frauen war.«

Die Erkenntnis, sich selbst etwas schuldig zu sein, muss zusammenfallen mit der Erkenntnis, dass Zeit vergeht. Tiere kennen dieses »Zeitgefühl« bekanntlich nicht.

Die Erkenntnis der Urschuld muss den Menschen wie einen Keulenschlag getroffen haben. Mit einem Mal ist er in die harte Realität des Seins geworfen. Die Zeit des *Paradieses* ist vorbei.

In der jüdisch-christlichen Schöpfungsgeschichte ist dieser Umstand verschlüsselt wiedergegeben. Wir können ihn unschwer enträtseln.

Es ist die **Vertreibung aus dem Paradies**.

Paradies ist das griechische Wort für »Garten«. Es steht in der Erinnerung der Menschen für jenen Zustand, in dem alles zuhause ist, in dem keine Zeit vergeht und die Menschen daher unsterblich sind.²⁴

²³ **Garcilasco de la Vega**, Wahrhaftige Kommentare zum Reich der Inka (Erstausgabe Lissabon 1609), hier: Deutsch von Wilhelm Plackmeyer, 2. Auflage, Berlin (Ost) 1986, Seite 19-21.

²⁴ Schöpfungsgeschichte in **Mose** 1,2,8 ff.; ich bin auf einige Umstände dieses Vorgangs und seine einzig sinnvolle Deutung an anderer Stelle eingegangen, in: **Paul C. Martin**, Sachwert schlägt Geldwert, München 1983, Seite 11 ff.

Die Drohung Gottes,

»... aber von dem Baum der Erkenntnis, des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben«,

ist eine Tautologie, es kommt zweimal das Gleiche zum Ausdruck: *erkennen* und *sterben müssen*. Die Erkenntnis ist eben die, dass die Zeit doch vergeht, dass man an ein Morgen denken muss, dass im Zeitverlauf alle Schulden, auch diejenigen, die man sich selbst gegenüber hat, nur größer werden.

Konsequenterweise passiert an der entscheidenden Stelle ein Verzehr. Ein *Konsumakt* wirft uns aus dem Paradies, das Verzehren einer Baumfrucht, eines »Apfels«. Konsumieren müssen nur endliche Menschen – oder eben solche, die erkannt haben, dass sie endlich sind. Wer ewig lebt, wovon im Paradies zunächst auszugehen war (sonst hätte es keine Todes-Drohung geben können!), der lacht über Konsumakte: Warum einen Apfel essen, warum gerade jetzt, warum nicht erst in 100 Millionen Jahren?

Man kann zwar dem unsterblichen Ebenbild Gottes mit dem Ende dieser Unsterblichkeit drohen, aber nicht damit, dass diese Unsterblichkeit anhand eines Konsumaktes zu Ende geht. Weil ein Unsterblicher dadurch definiert ist, dass er unendlich lange warten kann - auch aufs Verzehren von noch so reizenden Früchten.

Nachdem der Mensch aber seine Zeitlichkeit begriffen hat, seine Schuld, die er daraufhin sich selbst gegenüber hat, ist just das in der Welt, was die »Ersünde« genannt wird: Schuldig zu sein, eben die verdammte Urschuld mit sich herumzutragen, ganz einfach, weil man lebt. Wer lebt ist sündig. Denn wer lebt, ist schuldig.²⁵

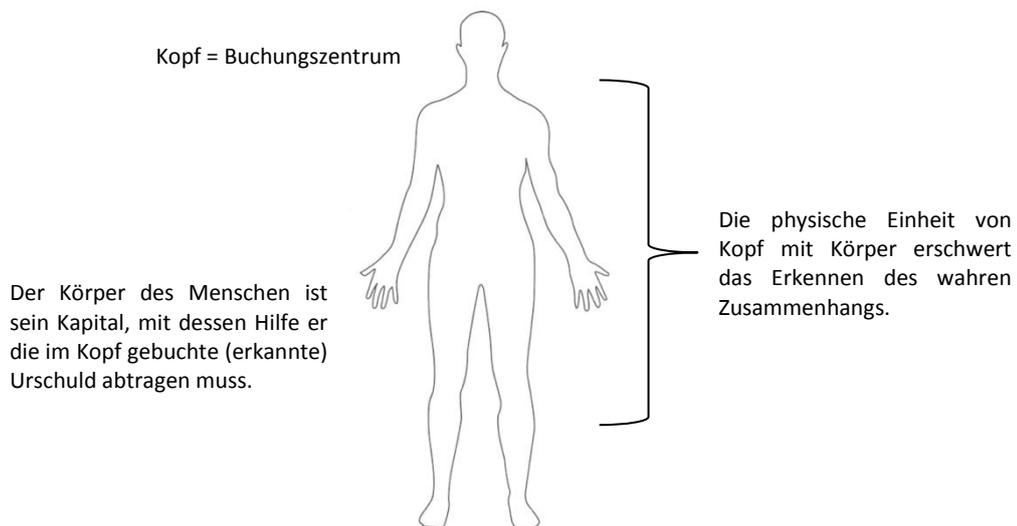


Abbildung 10: *Kopf und Körper des Menschen, die gedanklich getrennt werden müssen, um den Start des Wirtschaftens aus einer Schuld heraus zu begreifen: Die Urschuld wird im Kopf erkannt, anschließend vom Körper, dem »Kapital« des Menschen abgetragen – ein Gedanke, auf den der Sozialist Carl Hirsch in einem Briefwechsel mit Friedrich Engels als erster gestoßen ist.*

²⁵ Von den großen Religionen ist besonders das Christentum auf das Schuld-Phänomen fixiert. Der Mensch tritt mit der Erbsünde (Urschuld) behaftet ins Leben. Das wichtigste Gebet, das er stammeln darf, ist ein »... und vergib uns **unsere Schuld**, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern ...« Wie sein Weg in die Sünde mit einem Konsumakt begann (Apfel im Paradies), kann er sich durch einen Konsumakt die Vergebung seiner Sünden (Schulden) ermöglichen: Er verzehrt in der Heiligen Kommunion, im Abendmahl, den Leib und das Blut seines Erlösers, der mit seinem Tode die Welt von ihrer Schuld erlöst hat. Im Tod erlischt in der Tat jede Schuld, und wenn sich der Sohn Gottes opfert, der als Gott unsterblich ist, kann er mit seinem Tode nur die Schulden anderer zum Verschwinden bringen. Auch das »Kreuz«, das Symbol des Christentums, kann als Schuldenerlöschungs-Symbol gedeutet werden. In der PCM-Sammlung zur Geschichte des Debitismus/ Kapitalismus gibt es zahlreiche mittelalterliche und neuzeitliche Urkunden, auf denen erloschene Schulden, Ausbuchungen und »Abschlüsse« mit einem + bezeichnet bzw. durchgestrichen werden, wobei – offenbar um Papier zu sparen – der Querstrich meist länger ausfällt, etwa so: —+— Das Wirken des historischen **Jesus** fällt zeitlich in die schwere deflationäre Depression nach dem Höhenrausch des Augusteischen Zeitalters, das mit dem großen Crash des Jahres 33 (Todesjahr Christi!) zu seinem Endpunkt kommt. Die ersten Jünger sind armselige Fischer, die wir als typische Opfer jener schweren Krisen der Land- und Ernährungswirtschaft immer wieder sehen, wenn jene große Abwärtswelle läuft (»Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen ...«, Lukas-Evangelium, 5,5), die als erster **Nikolaj Kondratieff** als typisches Merkmal festgestellt hat, vgl. seinen Aufsatz »Die langen Wellen der Konjunktur« von 1926, auf den wir noch ausführlicher eingehen werden.

Wir sehen den Menschen als eine **Einheit von Körper und Kopf**. Um das Urschuld-Phänomen besser fassen zu können, empfiehlt es sich aber, **beides zu trennen** (siehe Abbildung 10).

Der Kopf ist der Ort, wo die Schuld sich selbst gegenüber erkannt und, wenn man so will, »verbucht« wird.

Der Körper ist der Gegenstand, der eingesetzt wird, um die Schuld abzarbeiten. Zugleich aber auch der Ort, der ursächlich ist für die Schuld, die zur »Selbst«-Erhaltung entsteht.

Die hier entwickelte Vorstellung ist keineswegs abwegig, wie das auf den ersten Blick erscheinen mag. Sie ist im Übrigen, wie die meisten guten Gedanken, schon einmal entwickelt worden, und zwar vom deutschen Sozialisten **Carl Hirsch** (1841 – 1900).

Dieser Hirsch war ursprünglich Lassalleaner, hing also der Vorstellung an, die Arbeiter könnten ihre Lage von sich aus und ohne Revolution nachhaltig verbessern, etwa durch Produktivgenossenschaften. Noch auf dem Gründungs-Parteitag der (marxistischen) SPD in Eisenach 1869 wurde sein Vorschlag von »Produktivgenossenschaften mit Staatskredit unter demokratischen Garantien« ins Parteiprogramm aufgenommen (Programm der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, Eisenach, 8. August 1869, Artikel III, 10).

Hirsch arbeitete eng mit **Bebel** und **Liebknicht** zusammen und besuchte 1877 **Marx** und **Engels** in London, mit denen er seitdem in enger Verbindung stand. Von 1879 bis 1892 lebte er in London. Zurückgekehrt nach Deutschland, hat er ein Manuskript verfasst, möglicherweise für ein Buch, von dem wir nur aus einem Brief von Engels erfahren. Am 19. März 1895, wenige Monate vor seinem Tode (August 1895) schreibt Engels, dass er das Manuskript ausnahmsweise durchgesehen habe, geht auf einzelne Stellen ein und kommt zum zentralen Punkt, den Carl Hirsch angeführt hat:²⁶

»Das Kapital des Arbeiters ist er selbst. Dies klingt sehr schön, aber das Wort Kapital verliert hier den letzten Rest seines Sinns. Was Teufel hast Du vernünftige Dinge in unvernünftige Philistersprachen zu übersetzen – was Du da sagst, ist mir rein unverständlich.«

Friedrich Engels stellt sich dümmer, als er ist. Die Idee vom »Arbeiter«, der das »Kapital des Arbeiters« sein könnte, ist ganz richtig! Dem armen Arbeiter geht es im Kapitalismus nämlich nicht anders als dem Ausbeuter: Beide sind verschuldet, und beide versuchen mit Hilfe ihres Kapitals die Schulden bedienbar zu halten bzw. wieder hereinzuholen.

Die *Schuld des Arbeiters* ist die allgemeine menschliche Urschuld »sich selbst gegenüber«, ist die Verpflichtung, sich »erhalten« zu müssen. Von dieser Schuld kommt der Arbeiter nur mit Hilfe des Einsatzes des Arbeiters herunter: Er ist also in der Tat, wie Carl Hirsch an Engels geschrieben hat, »das Kapital des Arbeiters«.

Der Arbeiter kommt von seiner (Ur-)Schuld nur herunter, wenn er jemanden findet, der sich seinerseits verschuldet, zum Beispiel einen Kapitalisten, der Schulden macht, um den Arbeiter zu beschäftigen, ihm also die Lebenshaltungskosten »vorschießt«. Der *Kapitalist* hat nicht nur die menschliche Urschuld, sondern auch noch einen ganzen Haufen *anderer* Schulden, die er seinerseits nur gemacht hat, um von seiner Urschuld herunterzukommen. Das ist das berühmte »Ich will es ein für alle Mal >geschafft< und es >hinter mir< haben«, was als Motiv für die Übernahme von Produktionsrisiken immer wieder genannt wird.

Dieses typisch kapitalistische »Schuldenmachen, um endlich von seinen Schulden (= der existentiellen Urschuld) herunterzukommen« wird uns unter den Stichworten »Gier« oder »Pleonexie« (Immer-Reicher-Werden-Wollen) noch beschäftigen.

Bei der Analyse der Position des Arbeiters genügt es, auf die *Parallelität* seines Schicksals zu der des Kapitalisten zu verweisen. Dies war die große *Trouvaille* von Carl Hirsch. Und Engels hätte heute, da die Arbeitnehmer in den kapitalistischen Staaten genauso Schulden machen können und auch verschuldet sind wie es im 19. Jahrhundert das Privileg der »Ausbeuter« gewesen war, kaum noch die Möglichkeit, die Aufteilung des Arbeiters in den Arbeiter »selbst« (oben unser Buchungs-, d. h. Schulden-Empfindungs-Zentrum) und den Arbeiter als »Kapital« als > philisterhaft« abzulehnen. Womit haften denn die verschuldeten Ratenkäufer, die Überziehungskreditnehmer, wenn nicht mit ihrem Einkommen, das sie mit Hilfe von sich selbst erwirtschaften?

Künstler sprechen von ihren begnadeten Talenten, Show-Leute vom Bekanntheitsgrad ihres Gesichtes, Models ganz einfach von ihrem Körper als ihrem »Kapital«. Das gilt für jeden. Der Monteur ist das Kapital des Monteurs, die Sekretärin das Kapital der Sekretärin. Wie anders kämen sie alle von ihrer existentiellen, ihrer lebenslangen Schuld herunter, wenn nicht durch »Arbeit«, die in Wirklichkeit bedeutet: Einsatz von sich selbst als Kapital zur Erzielung von Einkommen in einem Prozess, in dem diese Einkommen nur fließen können, wenn sich jemand findet, der sie vorfinanziert.²⁷

²⁶ **Friedrich Engels**, Brief mit Unterschrift »F. E.«, London 19. III. 1985 an Carl Hirsch in Köln, 3 1/2 Seiten. Der Brief lag bis November 1985 in der Sammlung PCM und wurde anschließend über F. Döring, Hamburg, versteigert.

²⁷ Um das mit dem »Ich-selbst-bin-mein-Kapital« zu verstehen, brauchen wir uns nur noch einmal das »Hausgeräte-sind-ein-Capital«-Beispiel von J. B. Say von oben verinnerlichen. Zwischen »mir« und dem »Hausgerät« gibt es keinen Unterschied! »Ich« bin »mein Gerät«.

Im Jahr 1854 ließ Herr Dr. A. Meier, der »Patron« (so etwas, wie Bürgermeister damals) von St. Pauli in Hamburg, ein »Regulativ für die Bordell-Wirthe und eingezeichneten Mädchen in der Vorstadt St. Pauli« drucken. Diese Mädchen lebten von ihrem **Körper** als ihrem Kapital, und das, was sie zum Leben brauchten, wurde ihnen von den Wirten vorgeschossen – das Urschuld-Problem in klassischer Vollendung: Weil du lebst, hast du Schulden, und die musst du nun mit deinem Körper abarbeiten. Das Regulativ schreibt vor:

»§ 1. Die Wirthe dürfen den bei ihnen eingezeichneten Mädchen um die Summe von höchstens 150 Mark creditiren, indem von jetzt an eine höhere Schuldforderung vorkommenden Falls stets auf diese Summe gerichtlich herabgesetzt werden wird.«

Aha, das Leben im Bordell beginnt also gleich mit einer Schuld – wie jedes Leben.

»§ 3. Übersteigt die Wochen-Einnahme eines Mädchens 50 Mark, so darf der Wirt doch nicht mehr als 25 Mark für sich berechnen. § 4. Die andere Hälfte der Einnahme der Mädchen dient zur **Abtragung der Schuld** und zur Bestreitung anderer Kosten.«

Hinter dem gedruckten Regulativ sind freie Seiten für die Eintragung der Schulden, der Einnahmen und Ausgaben. In dem vorliegenden Exemplar der Louise Bechtold eröffnet das Jahr 1855 mit einer Schuld in Höhe von 102,14 Mark, die durch »persönliche Ausgaben« und anderes schnell auf 110 Mark anwächst, wovon dann wieder 15 Mark an den Gläubiger verbuchte »Einnahmen« abgehen, was die Schuld auf 95 drückt, woraufhin sie durch »einen neuen Anzug« zu 26 Mark auf 121 Mark wieder in die Höhe schnell.²⁸

Tja, auch für das Liebesmädchen Louise war das Leben leider nicht »umsonst«. Nur dass man bei ihr deutlicher als anderswo sieht, was im Leben wirklich gespielt wird und immer wieder gespielt wurde: die Geschichte der **Tilgung unserer Urschuld** durch Einsatz von was? Na von uns selbst, natürlich!

Die Tatsache, dass die Menschen sich selbst, ihren Körper als Produktions-»Mittel«, als Kapital, einsetzen müssen, um von ihrer Urschuld, nämlich sich am Leben erhalten zu müssen, herunterzukommen, hat immer wieder die Gemüter erregt.

Die Reaktionen auf dieses eiserne Muss reichen von dumpfer Ergebenheit in ein »gottgewolltes« Schicksal (»wir müssen hart arbeiten, was bleibt uns anderes übrig«) bis hin zur vorrevolutionären Haltung, die im Arbeiten-Müssen fälschlich ein »Ausgebeutet«-Werden sieht. Zwischen Resignation und Revolution sind die »modernen« und »bürgerlichen« Theorien angesiedelt die das Arbeiten als notwendige Vorstufe zu einem besseren Leben mit steigenden Konsumchancen interpretieren. Gearbeitet wird, weil der Mensch »Bedürfnisse« oder auch »Wünsche« hat, die sich dann wunderbarerweise erfüllen lassen, sobald die Arbeit beendet ist und das mit Arbeit erzielte Einkommen für die gleißende Güterwelt zur Verfügung steht.

Hinter dieser Vorstellung steckt ein grandioser Denkfehler, der die gesamte heute gelehrt Ökonomie schon bei ihren Grundlagen aushebelt.

Studenten der Volkswirtschaftslehre müssen zum Thema »Warum muss man wirtschaften?« folgende Sätze lernen:

»Jeder Mensch hat **Wünsche**, die mit dem Streben einhergehen, sie zu befriedigen. Solche Empfindungen des Menschen nennt man **Bedürfnisse**. Sie sind – das ist der praktisch wichtigste Fall – Empfindungen des Mangels.«²⁹

Diesen Mangel gilt es nun zu beseitigen. Denn:

»Will der Mensch seine Existenz erhalten, ist er offensichtlich genötigt, in jedem Fall bestimmte Bedürfnisse – vor allem der **Nahrung, Kleidung und Wohnung** – zu befriedigen.«

Das klingt alles wie selbstverständlich. Dennoch handelt es sich um einen Zirkelschluss, der die ganze daraus abgeleitete Wirtschafts-»Theorie« wertlos macht.

Die Rede ist von »Wünschen«, von »Bedürfnissen«, dann sogar von »bestimmten Bedürfnissen«, die auch konkretisiert werden: »Nahrung, Kleidung und Wohnung«. Nun müssen die Menschen zweifellos essen, sich anziehen, irgendwo nächtigen. Insofern liegt da schon ein Mangel vor. Aber ein »Wunsch«, ein »Bedürfnis« kann sich immer nur auf etwas richten, **was in der realen Welt bereits vorhanden ist**. Was es nicht gibt, kann ich mir nicht wünschen. Nur: Wenn es das schon gibt – **wo kommt es her?**

²⁸ Exemplar in Sammlung PCM.

²⁹ **Artur Woll**, Allgemeine Volkswirtschaftslehre, 7. völlig überarbeitete und ergänzte Auflage, München 1981, Seite 49. – Der »Woll« ist das Standardlehrbuch für Ökonomie an den deutschen Universitäten.

Woher kommt die dampfende Suppe? Wer hat denn den Fellumhang genäht? Fiel die schöne Hütte da vom Himmel?

Natürlich nicht. Alles, was wir uns wünschen können, müssen wir gesehen haben, müssen wir uns vorstellen können. Selbst wenn sich einer gelegentlich etwas wünscht, was er sich noch nicht so richtig vorstellen kann und dann anfängt, es mal auszuprobieren, ob er es auch produzieren kann: sobald es dann existiert, ist es produziert. Und wenn es sich dann alle anderen »wünschen«, ist es also längst konkret. Eben nicht »Nahrung, Kleidung, Wohnung«, sondern: *der* Hirsch-Schlegel, *diese* Hosen, *jenes* Bett. Die Frage, »warum muss man wirtschaften?«, wird heute gebotenen Volkswirtschaftslehre beantwortet mit einem saudummen: »Weil gewirtschaftet wurde!«

Wünsche und Bedürfnisse richten sich auf Produziertes, auf eine ganz konkrete Güterwelt. Wünsche und Bedürfnisse erklären also das Phänomen der Wirtschaft nicht und auch nicht das der Arbeit. Hunger ist Hunger, aber nicht »Hunger auf«.

Die »moderne« Wirtschaftstheorie fragt: *Warum muss ich arbeiten?* Und antwortet: »*Weil ich etwas haben will, was durch die die Arbeiter anderer entstanden ist.*«

Warum mussten dann aber die anderen arbeiten?

3.7. ARBEITSLEID UND ARISTOPHANES

Ein Ökonom allerdings, der wegen seiner extrem liberalen Ansichten mehr als Sonderling gilt, ist hier noch zu erwähnen. Es ist der Österreicher **Ludwig von Mises** (1881 – 1973), der als Amerikaner starb. Ihm werden wir auch bei der Besprechung des »Sozialismus« begegnen. Hier ist auf sein Hauptwerk »Nationalökonomie – Theorie des Handelns und Wirtschaftens« einzugehen, das eine beinahe lupenreine Theorie der freien Wirtschaft enthält, wenngleich auch Mises leider den alles entscheidenden Punkt des Debitismus nicht erwischt hat. (Wir haben schon an anderer Stelle darauf verwiesen, dass jene Ökonomen, die am vehementesten »freie Märkte« und eine möglichst »staatsfreie Wirtschaft« fordern, selbst so weit von freien Märkten und von einer staatsfreien Wirtschaft entfernt sind, wie sie es nur sein können: Es handelt sich ausschließlich um ohne Existenzrisiko auf sicheren Sinekuren dahingleitende *Lebenszeit-Beamte*.³⁰ Auch Ludwig von Mises war nicht einen Augenblick seines im Übrigen sehr interessanten Lebens³¹ in der freien Wirtschaft tätig, mit der er sich am Schreibtisch so intensiv beschäftigt hat.

Ludwig von Mises versucht die Tatsache, dass wir wirtschaften, also arbeiten müssen, nicht mit irgendwelchen albernem »Wünschen« oder »Bedürfnissen« zu erklären, sondern mit Hilfe der Nicht-Arbeit:³²

»Arbeit wird als **Unlust** empfunden, und das Freisein von Arbeit erscheint als ein Zustand, der besser befriedigt als das Arbeiten. Die Mußezeit wird *ceteris paribus* (wenn sich sonst nichts ändert, PCM) der Arbeitszeit vorgezogen. Gearbeitet wird nur dann, wenn man den Ertrag der Arbeit höher bewertet als den Wohlfahrtsverlust durch Entfall von Muße. Wir drücken das aus, indem wir sagen: die Arbeit ist mit **Arbeitsleid** verknüpft.«

Dieser Ausdruck »Arbeitsleid« ist eine sehr schöne Entsprechung zum Phänomen der Urschuld, die nur durch dauernde Arbeit abgetragen werden kann. Da Ludwig von Mises aber den geheimen Motor des ansonsten von ihm so hoch verehrten Kapitalismus nicht entdeckt hat (er setzt schlicht voraus, dass der Mensch »handelt«, ohne sich näher um die Motive zu kümmern), dient ihm sein »Arbeitsleid« nur zu einer Abwägung in der Art der k.u.k.-Kavallerie-Offiziere: Gehe ich nun zum Spielen oder zu den Mädeln. Gehe ich spielen, habe ich Malleid, gehe ich zur Mausi, habe ich Spilleid.

»Der handelnde Mensch bewirtschaftet seine Arbeit nicht nur in der Weise, dass er darauf bedacht ist, sie für die Befriedigung des Bedarfs zu verwenden, den er als den wichtigsten ansieht, sondern auch in der Weise, dass er danach strebt, einen möglichst großen Teil des Arbeitspotentials ungenutzt zu lassen. Ehe Arbeit aufgewendet wird, wird nicht nur erwogen, ob es für sie keine dringlichere Verwendung gibt, sondern auch, ob es nicht besser wäre, auf die Aufwendung von Arbeit zu verzichten ... Wir können diesen Tatbestand auch in der Weise ausdrücken, dass wir die **Muße** als ein Ziel menschlichen Handelns ansehen und die nichtverwendete Arbeitsfähigkeit als Arbeitsaufwand zur Erlangung der Muße bezeichnen ...« (a. a. O., Seite 101)

Das wäre aber fein, wenn wir alle nur nach Muße streben könnten! Nur: Wer mag dann für uns arbeiten, denn in der Muße vergeht auch Zeit, und während die Zeit abläuft, müssen wir uns regenerieren, müssen essen und uns kleiden. Was aber speisen, was anziehen?

Letztlich läuft die von Misesche Theorie auf die Story von den **Heinzelmännchen** hinaus. Letztlich geht es um den alten, ewig unerfüllbaren Menschheitstraum: Warum kann ich nicht ein für alle Mal aufhören zu arbeiten? Einige können das sehr wohl, sie leben dann in Muße. Aber die anderen müssen entsprechend für die »Rentner« mitarbeiten.

Der große Athener Witzbold **Aristophanes** hat die Heinzelmännchen-Saga seiner Komödie »Ploutos« (= der Reichtum) bereits der Lächerlichkeit preisgegeben. Es zeugt daher nicht nur von allgemeiner Intelligenzschwäche, sondern auch von mangelnder klassischer Bildung, wenn die Nationalökonomien bis heute solche Stories auftischen.

In der Antike hießen die Heinzelmännchen bekanntlich »Sklaven«. Aristophanes bringt die athenischen Weiber bereits zum Nachdenken, als sie die Macht im Staate übernehmen, um ein kommunistisches Regiment zu errichten, wo dann auch alle fein gleich sind, und gearbeitet wird in der »Weibervolksversammlung« von den Sklaven.

³⁰ Paul C. Martin/Walter Lüftl, Die Pleite, München 1984, Seite 175 ff.

³¹ Lesen Sie die zu Herzen gehenden Erinnerungen von **Margit von Mises**, Ludwig von Mises. Der Mensch und sein Werk. München 1981, erschienen im Philosophia Verlag, der sich sehr um die Pflege liberalen Gedankengutes verdient gemacht hat.

³² **Ludwig von Mises**, Nationalökonomie, Theorie des Handelns und Wirtschaftens. Unveränderter Nachdruck der 1. Auflage, Genf 1940, München 1980, Seite 100.

In seinem »Ploutos« geht Aristophanes diesem Ideal von der »Muße« noch ein wenig weiter nach. Er fragt nämlich, woher denn wohl die Sklaven kommen, die dann ja arbeiten müssen, wenn alle schön kommunistisch gleich sind, wie dies »Penia« (die Armut) beschreibt:³³

»Wenn Ploutos fortan, von der Blindheit kuriert, *gleichmäßig die Güter* verteilte,
Da würde von Stund' an kein Mensch sich der Kunst noch nützlichen Wissens befleißigen ...
Wer pflügte den Acker, wer hackte den Grund, wer streute die Saat der Demeter,
Wer *rührte die Hand*, wenn behaglich er könnt' und in **müßiger Ruhe** genießen?«

Ei, wen haben wir denn da, der die »Ruhe«/Muße ermöglicht? »Penia«-Gesprächspartner Chremylos gibt die Antwort:

»Ah, papperlapapp, die Geschäfte zumal, die du aufzählst, machen die **Sklaven**, die Bedienten für uns!«

Penia:

»Die Bedienten? Woher bekommst du dann aber die Sklaven?«

Chremylos:

»Die Sklaven? – Natürlich, die kauft man für **Geld!**«

Na klar doch: Jetzt umarmen sich sogar der extreme Linke, Karlchen Marx, und der extreme Rechte, der Ritter von Mises: Na klar doch: Das Geld ist *da*. Einfach *so*. Der Kapitalist Chremylos greift genauso in seine Truhen wie der Ausbeuter zweieinhalb Jahrtausende später, während der k.u.k.-Professor endlich geschnallt hat, wie er an seine ach so erstrebenswerte »Muße« kommt:

Mit Geld natürlich.

Tatsächlich aber besitzen die Menschen leider kein Geld, wenn sie nicht vorher gearbeitet haben ...

³³ Aristophanes, Ploutos, 510 ff.

3.8. DIE ARBEITSLOSIGKEIT

Tatsächlich haben die Menschen kein Geld, wenn sie nicht vorher gearbeitet haben.

Bei Licht betrachtet, müssen die Menschen arbeiten, weil sie sich das buchstäblich »schuldig« sind. Damit sie aber im Kapitalismus überhaupt arbeiten können, muss sich ein Unternehmer finden, der ihre Arbeitsleistung vorfinanziert.

Und damit sind wir mitten drin im Problem der Arbeitslosigkeit.

Um die wahren Ursachen von Arbeit und Arbeitslosigkeit herauszuarbeiten, wollen wir noch einmal **Ludwig von Mises** bemühen.

In einem kleinen Kapitel über die Arbeitslosigkeit hat er jenen eine Lektion erteilt, die der Meinung sind, dass »Löhne« etwas anderes seien als »Preise« bzw. dass auf dem Arbeitsmarkt die Gesetze von Angebot und Nachfrage etwa nicht gelten. Von Mises schreibt (a. a. O., Seite 546f.):

»Wenn ein Arbeitssuchender für die Art von Arbeit, die er vorzieht keinen Abnehmer findet, muss er sich um Arbeit anderer Art umsehen. Wenn ein Arbeitssuchender nicht den Lohn erhalten kann, den er gerne haben wollte, dann muss er seine Ansprüche herabsetzen. *Will er das nicht, so findet er keine Arbeit; er wird arbeitslos.*«

Diese Sätze sind unmittelbar einleuchtend, und sie sind natürlich auch richtig. Was uns der Gelehrte aber verschweigt, ist eine Erklärung dessen, was er als »Arbeit finden« bezeichnet. Die Sprache hilft gerade in der Ökonomie über vieles hinweg, man denke nur an diese hübsche Vorstellung vom Wirtschafts-»Wachstum«. Die Wirtschaft ist gar keine Wirtschaft, sondern ein Baum, vielleicht auch eine hübsche Blume oder gar ein Kälbchen. Sie »wächst«, wie lieb.

Ähnlich herzig ist die Vorstellung von den Arbeitern, die auf Suche gehen, wie einst die Eltern von Hänsel und Gretel, und dann halt »finden«, Arbeit eben.

Die Arbeiter gehen also auf Wanderschaft und klopfen überall an, und wenn sie bei ihren Lohnforderungen artig sind, dann »finden« sie »Abnehmer« für eine »Art von Arbeit«.

Ludwig von Mises ist ganz zuversichtlich (a. a. O., Seite 546):

»Ein Arbeiter, der nicht warten kann und nicht warten will, findet in der unbehinderten Marktwirtschaft (was wir »Kapitalismus« nennen, PCM) ... immer Arbeit; es genügt, dass er seine Lohnforderungen ermäßigt oder Beruf und Arbeitsort wechselt.«

Ergo gilt zusammengefasst (a. a. O., Seite 547):

»Die Arbeitslosigkeit ist auf dem unbehinderten Markte *immer freiwillig gewollt.*«

Den Linken fällt es schwer, solche Argumente zu entkräften. Wenn sie redlich sind, müssen sie zugeben, dass jedes Arbeitslosenheer sofort zu beschäftigen ist. Spätestens, wenn die geforderten Löhne nur noch ein Zehntel der früheren oder üblichen Löhne ausmachen.

Die Linken weichen solcher Logik aber blitzschnell aus, indem sie darauf hinweisen, dass solchermaßen »sinkende« bzw. »gesunkene« Löhne oder Lohn-»Niveaus« die gesamtwirtschaftliche »Nachfrage« senken, weil dann alle Arbeiter immer weniger verdienen und also dann auch immer weniger kaufen können, was auf Dauer zu noch höherer Arbeitslosigkeit führen würde.

Die herkömmliche Ökonomie präsentiert sich hier wieder von ihrer Schokoladenseite: *Es handelt sich um eine »Wissenschaft«, mit deren Hilfe sich jede These belegen und auch widerlegen lässt* – wir kamen schon zu Beginn dieses Buches darauf zu sprechen.

Die wahre Ursache der Arbeitslosigkeit, sagen die einen, sind die viel zu *hohen* Löhne. Der wahre Grund für die Arbeitslosigkeit, sagen die anderen, sind die viel zu *niedrigen* Löhne.

Jeder kann sich das raussuchen, was ihm gerade gefällt, je nach Laune oder politischem Standort. Und da jede dieser Positionen in sich »logisch« ist, kann man herrlich darüber streiten.

Der Debitismus beendet diesen Streit und hilft uns weiter. Beide haben Recht! Doch beiden fehlt das »Missing Link«, das alles entscheidende Glied in der Kette: die Bereitschaft und die Fähigkeit der Kapitalisten, sich zur Aufnahme von Produktion so stark zu verschulden, dass Arbeiter beschäftigt werden.

Große Krisen, also vom Kaliber der 30er Jahre und wie jetzt wieder eine vor uns liegt, sind gerade dadurch definiert, dass sich – egal zu welcher Lohnhöhe – keine Unternehmer mehr finden, die Arbeiter einstellen. Wir kennen die Fotos: »Nehme jede Arbeit an« hatte sich da ein armer Teufel umgehängt oder: »Suche Arbeit, egal zu welchem Lohn« ein anderer.

In einer schweren Krise nutzt das überhaupt nichts. Weil ganz einfach kein Unternehmer bereit ist zu produzieren, weil er die damit verbundene Vorfinanzierung nicht wieder vom Markt hereinbekommt, weil ihm in der Zwischenzeit die Preise wegbrechen.

Deshalb sind große Krisen, die sogenannten »deflationären Depressionen«, auf die wir in der Untersuchung des kapitalistischen Ablaufs noch ausführlich zu sprechen kommen, so ausweglos: Weil die Preise fallen, ist der Kapitalist, egal zu welchem Zins³⁴, nicht bereit, Schulden zu machen, die er aber machen müsste, um Arbeiter zu beschäftigen. Denn die Preise fallen viel zu stark, was wiederum seinen Grund in den Schulden der früheren Schuldner hat, die zur Beschaffung der alles entscheidenden Liquidität (zur Bedienung ihrer Schulden) jede noch so abenteuerliche Preispolitik einschließlich des Unterkostenverkaufs veranstalten, nur um noch eine Zeitlang am Leben zu bleiben.

Die Kaufkrafttheorie der Linken und der Gewerkschaften (»Zahlt höhere Löhne, dann gibt's mehr Kaufkraft und damit Vollbeschäftigung«) ist genauso eine Schönwettertheorie wie die der Rechten (»Die Arbeit muss nur billiger werden, dann sind alle vollbeschäftigt«).

Beide kann man mit Hilfe des Debitismus auf einen Nenner bringen, indem man dieses – einzig gültige – **Vollbeschäftigungs-Theorem** formuliert:

In einer Wirtschaft, in der die »Nachfrage« ausschließlich in Form von Lohnzahlungen in den Kreislauf kommt, herrscht Vollbeschäftigung, wenn die Löhne darin so weit gesenkt werden, dass die Unternehmer sicher sein können, die Kosten der Vorfinanzierung dieser Löhne durch zusätzliche Verschuldungsbereitschaft von später an den Markt tretenden Unternehmern wieder einzuspielen.

Dieses ist, wie wir schnell erkennen, das Marxsche Modell einer Wirtschaft (es gibt nur Kapitalisten und Arbeiter). Da Marx die Vorfinanzierungskosten, wie wir sahen (Dagobert-Duck-Effekt), auf null setzt, muss in seiner Welt **immer Vollbeschäftigung** herrschen. Wenn die Vorfinanzierung von Löhnen nichts kostet, gibt es keinen Grund, Arbeiter nicht einzustellen – aber es gibt dann, wie wir sahen, auch keinen Grund, den Arbeitern nicht jeden gewünschten Lohn zu zahlen, weil ja das »Geld« für die Löhne automatisch wieder in die Geldsilos der Kapitalisten zurückströmt.

In einer Wirtschaft, in der Nachfrage nur von den Kapitalisten in »Umlauf« gebracht wird, müssen die Kosten für die Vorfinanzierung der Löhne, also die Zinsen, *möglichst niedrig* sein. So etwas war typisch für die kapitalistischen Volkswirtschaften des 19. Jahrhunderts, wo es in der Tat nur Verschuldung (= Nachfrageschöpfung) durch die Unternehmer gab (plus ein bisschen »Weltwirtschaft«), aber keinen »Staat«, der »Wirtschaftspolitik« betrieb (im Klartext: im großen Stil Schulden machte), und keine »Konsumenten« (Arbeiter), die sich die von ihnen geschaffene Produktion per Ratenkredit auch leisten konnten. Im 19. Jahrhundert lag der Zins sehr niedrig, zwischen 2 und 4 Prozent.

Sobald aber Nachfrage, vor allem auch vom »Staat« durch dessen Verschuldung (= »Konjunkturpolitik«), in Umlauf kommt, lassen sich auch viel höhere Produktions-Finanzierungs-Kosten darstellen. Der Kapitalist fragt bei der Einstellung von Arbeitern gewissermaßen nicht mehr nach kapitalistischen Kollegen, die ihm bei seinem Schulden- und Liquiditätsdruck helfen, sondern er weiß, dass der Staat ihn und seine ganze Kaste letztlich rauspaukt.

Der Staat ist der »Reparaturbetrieb des Kapitalismus«, hieß es vor Jahren in der vielgescholtenen sogenannten »Stamokap«-Theorie. Diese Theorie ist selbstverständlich richtig!

Die Kosten der Aufnahme neuer oder zusätzlicher Produktion sind – vor allem durch den säkularen Zinsanstieg seit den 1950er Jahren³⁵ – inzwischen so hoch, dass wir einen »sich selbst tragenden« Kapitalismus im Marxschen Sinne gar nicht mehr haben. Da aber nun der große Reparatteur in Rente geht, will heißen: die Staaten anfangen (müssen) zu »sparen«, und sich *andere* Aggregate, die jene Zusatz-Nachfrage (= Neuverschuldung) ausüben können, die das System braucht, um zu überleben, *nicht finden*, ist der freie Fall der freien Wirtschaft nur noch eine Frage kurzer Zeit.

Darüber aber unten mehr. Wobei wir dann auch die fatale Rolle von »Inflation« und »Deflation« beleuchten müssen. Denn in einer Inflation ist es kinderleicht, Leute einzustellen, solange die Vorfinanzierungskosten bequem in steigende Produktpreise überwältzt werden können. In einer Deflation aber wird es grauenvoll, weil sich dann letztlich überhaupt keine Kosten mehr überwälzen lassen und eine ausweglose, weil sich immer weiter selbst verstärkende **Massenarbeitslosigkeit** angesagt ist.

³⁴ Die Diskontsätze lagen in den wichtigsten Industrie-Nationen in den 1930er Jahren bei 0,5 bis 1,5 Prozent. Dennoch hat eine so günstige Möglichkeit, kurzfristige Kredite zu bekommen, keinerlei »Ankurbelung« bewirkt!

³⁵ In den USA, der maßgeblichen Macht des Kapitalismus, stiegen die Zinsen z. B. von Staatsanleihen von 2 auf 12 Prozent – zum »Wohle« des Kapitalismus, denn mit dieser Zusatzverschuldung der öffentlichen Hand wurde das ganze westliche System am Leben erhalten. Insofern war der immer defizitärere US-Haushalt nicht nur ein kleiner »Reparaturbetrieb« des Kapitalismus, sondern gleich eine gigantische Werft. Vgl. **Paul C. Martin**, CASH – Strategie gegen den CRASH, München 1985, Seite 83 ff.

3.9. DEBITISMUS À LA KEYNES

Die heute gelehrte Ökonomie geht auf Gleichungen zurück, die vom Engländer John Maynard Keynes und seinen Schülern seit den dreißiger Jahren entwickelt wurden. Weil sich die Wirtschaftswissenschaftler und Wirtschaftspolitiker mit dem Keynes'schen Formelkram bestens auskennen, machen wir gemeinsam eine kleine Etüde: Debitismus, wie er entsprechend angewandt aussieht.

Dabei sind:

$$\begin{aligned} Y &= \text{Volkseinkommen} \\ C &= \text{Konsum} \\ S &= \text{Sparen} \\ I &= \text{Investition} \end{aligned}$$

Diese Größen werden in der üblichen Theorie als »ex post« gültig bezeichnet, indem man sagt:

$$Y = C + S$$

oder

$$Y = C + I$$

woraus folgt:

$$S = I$$

Sein Einkommen kann man entweder verkonsumieren oder man hat es gespart. Oder die gesamte Produktion einer Volkswirtschaft besteht aus Konsumgütern und Investitionsgütern. Ergo müssen die Ersparnisse so groß sein wie die Investitionen.

Das sind schlichte Tautologien, die nicht viel hergeben und den kapitalistischen Prozess schon gar nicht erklären, oder Fragen beantworten wie: Warum wird investiert? Woher kommen die Zinsen auf die Ersparnisse? Was kann ich mir eigentlich für meine Ersparnisse kaufen? Wo doch das »Geld« dafür schon ausgegeben wurde, denn es ist ja »investiert« worden?

Nach dem ersten debitistischen Durchlauf sei das Volkseinkommen um DY gestiegen – wie und warum werden wir uns weiter unten anschauen. Stellen wir das Volkseinkommen Y als Funktion der Investition I und den Konsum C als Funktion des Volkseinkommens $C(Y)$, so gilt für $Y(I)$ diese Gleichung:

$$Y(I) = C(Y(I)) + I$$

Differenziert man $Y(I)$, so gilt nach der Kettenregel:

$$Y'(I) = C'(Y) \cdot Y'(I) + 1$$

oder umgeformt

$$Y'(I) = \frac{1}{1 - C'(Y)}$$

Also: Wenn wir glauben, dass das Volkseinkommen etwas mit Investitionen zu tun hat und der Konsum etwas mit dem Volkseinkommen, erhalten wir diese Aussage:

Das »Wachstum« $Y'(I)$, der Anstieg des Volkseinkommens, hängt somit von der Grenzneigung $C'(Y)$ zum Konsum ab. Das heißt im Klartext:

Bei Wachstum muss man das »Mehr« entweder *essen* (verkonsumieren) oder *investieren* – oder beides eben in irgendeiner vernünftigen Quote tun.

Aus diesem einfachen Zusammenhang geht auch hervor, dass es solche Tricks, wie die »Hebung« des Volkseinkommens, nicht gibt. Da hebt sich gar nichts.³⁶

³⁶ Alle, die das Volkseinkommen »heben« oder »steigern« wollen, verstoßen gegen den Satz vom zureichenden Grunde und den Identitätssatz, vgl. Martin/Lüftl, Die Pleite, a. a. O., Seite 167-173.

Als »Heber« versucht sich bekanntlich immer wieder der Staat, der volksbeglückend und umverteilend auftreten will.

Der Staat muss Steuern »erheben« – sonst nichts, entweder sofort oder »später«; später entsprechend höher, weil die »Anleihen«, mit denen er seine Steuern »vorfinanziert« hat, per Zinseszins aufgelaufen sind.

Nennen wir die vom Volkseinkommen abhängigen direkten Steuern $ST(Y)$, so bleibt den Bürgern bloß die Nettodifferenz von $N(Y) = Y - ST(Y)$ von ihren Einkommen zum Konsum C und Sparen S .

Nehmen wir an, dass der Konsum eine Funktion der den Bürgern verbleibenden Einkommensteile ist (»Horten« lassen wir außer Betracht), so gilt

$$C(Y) = F(N(Y))$$

$$C'(Y) = F'(N) \cdot N'(Y) = F'(N)(1 - ST'(Y))$$

$$\text{Ist nun } F(N) = cN + a \quad \text{und} \quad ST(Y) = stY + b,$$

$$\text{so ist } F'(N) = c \quad \text{und} \quad ST'(Y) = st,$$

$$\text{wobei } 0 < c < 1 \quad \text{und} \quad 0 < st < 1 \text{ ist, so gilt}$$

$$C'(Y) = c(1 - st)$$

Daraus folgt

$$Y'(I) = \frac{1}{1 - C'(Y)} = \frac{1}{1 - c(1 - st)} < \frac{1}{1 - c}$$

Daraus folgt wiederum glasklar, dass das Volkseinkommen insgesamt schneller steigt, wenn der Steuersatz gesenkt wird.

Das Gesamteinkommen steigt am schnellsten, wenn es überhaupt keine Steuern gibt.

Der Staat ist damit als das entlarvt, was er ist: ein ökonomischer Reibungsfaktor, eine Energie-Vernichtungsmaschine, ein negatives Perpetuum mobile.

(Alle Politik, die auf Steuersenkung ausgerichtet ist, angefangen mit den Steuergesetzen Reagans nach 1981, kann nur richtig sein – nur leider, sie kam halt zu spät. Um den erwünschten Wohlstands-Effekt und eine Maximierung des Gemeinwohls zu erreichen, hätte man **nie** Steuern haben dürfen.)

Nachdem sie aber einmal existierten und der Staat mit dem »vorgreifenden« Schuldenmachen begonnen hatte, war es schon vorbei, wie anhand der Lüftl/Martinschen Theoreme bewiesen werden konnte.)

Der Denkfehler aller Staats-Fans, aller Sozial-Utopisten liegt in der Annahme, der Staat könne »**zusätzliches**« Geld ausgeben. Bei ausgeglichenem Haushalt kann der Staat aber nur das Geld ausgeben, das der Bürger auch ausgegeben hätte (oder gespart, d. h. Unternehmen zur Investition gegeben hätte).

Um den Debitismus mit den Mitteln der traditionellen Analyse darzustellen, erweitern wir die Formel

$$Y = C + I$$

$$\text{zu } Y = C + dI + (1 - d)I$$

Unter debitistischem Druck muss der Unternehmer das $(1 - d)$ gegen 1, also dI auf seiner Seite gegen Null bringen.

Er muss mehr leisten, als er empfangen hat, sonst kann er den Zahltag nicht überstehen. Er ist illiquide. Das »zusätzliche Leisten« sind notabene die zusätzlichen Verschuldungsakte, auf die sich der Markt einlassen muss, um dem Unternehmer *seine Leistung auch zu honorieren*.

Wirtschaftet der Unternehmer nur das d heraus, hätte er gerade die Kosten der Vorfinanzierung seiner Produktion eingespielt.

Um jetzt auch noch den Gewinn ins Spiel zu bringen, müssen wir die Formel erweitern zu

$$Y = C + dI + (1 - d + p)I$$

Das dI ist das durch die Kosten der Vorfinanzierung der Produktion (Sollzinsen bei den Banken) ausgelöste »Mehrprodukt«, das auf dem Markt per Zusatzverschuldung der Abnehmer »realisiert« werden muß. Am Ende der jeweiligen Periode erscheint das dI als »Auszahlung« (Habenzinsen) für die Sparer, die mit dieser »Mehrkaukraft« die ihrerseits eingegangenen Verschuldungen ablösen usw.

Das $-dI$ ist das **Versprechen des Mehrprodukts**, das der Unternehmer bei Existenzverlust einlösen muss, das pI ist die **Wunschvorstellung des Unternehmers**, damit sich das Risiko für ihn lohnt, also seine Profitvorstellung. Die ebenfalls, wie wir gesehen haben, vorfinanziert werden muss.³⁷

Nach der Realisierung der Mehrproduktion, nach dem Entstehen des »Wachstums«, ergibt sich:

$$Y + W = C + dI + (1 - d)I + pI \quad (W = DY)$$

$(1 - d) \rightarrow -1$

wenn d gegen Null durch die Produktion gebracht, d.h. die Vorfinanzierungskosten eingespielt (»verdiert«) sind.

$$\begin{array}{r} Y + W = C + dI + I + pI \\ -Y \quad = -C \quad -I \\ \hline W = \quad dI \quad + pI \end{array}$$

Das Wachstum ist die Summe der Vorfinanzierungskosten: und zwar der Vorfinanzierungskosten der Produktion (**»Zinsen«**) und der Vorfinanzierungskosten der unternehmerischen Risikoprämien bzw. *Markthonorierungserwartungen* (**»Gewinne«**).

Das d ist eine Funktion des externen Zinssatzes, woraus unmittelbar folgt, dass ein niedrigerer Zins die Unternehmer eher zum Investieren reizt als ein hoher.

Das p ist eine Funktion der Unternehmererwartung. Darin geht ein Bündel von Vorstellungen ein: soziales Klima, Gewerkschaften, Inflationserwartung, Sozial- und Steuergesetzgebung.

Letztlich steht es jedem Unternehmer frei, sich so viel »Profite« zu wünschen – und auch aufgrund dieser Vorstellung die Produktion mit der Vorverschuldung zu beginnen – wie er es möchte. Schon bei Marx war die Vorstellung vom »Mehrwert« nach oben hin flexibel.

Wichtig aber bleibt: Ein Unternehmer wird Schuldverhältnisse, die Vorfinanzierung der Produktion, nur eingehen, wenn er sich dabei etwas »ausrechnet«, und vor allem: wenn diese Schuldverhältnisse überschaubar bleiben. In diesem Zusammenhang sind alle »Perpetuierungen« von unternehmerischen Schuldverhältnissen für die Vollbeschäftigung tödlich: *Wenn der Unternehmer nicht weiß, ob er die Leute, die er einstellt (und für die er in Höhe ihrer Löhne Kredite aufnehmen muss), jemals wieder los wird, scheut er vor Einstellungen zurück.* Ein Arbeitnehmer wird sich auch nicht lebenslänglich ein Auto leasen, wenn er nicht sicher ist, ob er immer so viel verdient, um die Leasingraten aufzubringen.

Wir können die **Existenzbedingungen** für den freien Unternehmer definieren:

1. Er muss das $(1 - d)$ gegen 1 bringen, das $-dI$ gegen Null, weil er sonst laufend Substanz verliert, was ihn schließlich untergehen lässt.
2. Es muss immer $p > 0$ gehalten werden, weil sich sonst bestenfalls eine Vermögenserhaltung denken lässt, die aber wiederum nur bei einzelnen Unternehmern, niemals bei der Gesamtheit.
3. Zur sogenannten »Verteilung« kann immer nur das durch $(p + d)I$ definierte Mehrprodukt kommen.

Vor allem den dritten Punkt sollen sich die Umverteiler für das nächste Mal hinter die Ohren schreiben:

$$(p + d)I = W = DY = D_1C + D_2I$$

Das D_1C kann *konsumiert* werden. Das ist das »bessere Leben«, das uns niemand mehr garantieren kann als die freie Wirtschaft mit freien Unternehmern und freien Märkten.

Das D_2I steht für das *Wachstum des Kapitalstocks* zur Verfügung. Denn eine Wirtschaft, die uns ein besseres Leben ermöglicht, muss auch vom Kapitalbestand her wachsen.

Die Wirtschaft wird nur wachsen, wenn D_2I reinvestiert wird:

$$W' = DY - D_1C = D_2I$$

woraus ersichtlich: Es kann mehr konsumiert oder weniger gearbeitet werden.

³⁷ Man sieht: das d (der Zins für die Vorfinanzierung) treibt den Kapitalisten, das p (die Gewinnerwartung) lockt ihn.

Ganz nebenbei hat sich damit das Problem der sogenannten **Arbeitszeitverkürzung** bei vollem Lohnausgleich erledigt, wenn man sich der Logik des ökonomischen Ablaufs beugt. Denn wir formulieren (**AZV** = Arbeitszeitverkürzung):

$$D_1C = \frac{AZV}{40 - AZV} C \quad \text{und} \quad AZW = \frac{40 \cdot D_1C}{C + D_1C}$$

(wobei wir von einer 40-Stunden-Woche ausgegangen sind.)

Daraus folgt ebenfalls unwiderleglich:

Die »Kaufkraft« (das » C «, was also zum Konsum zur Verfügung steht), kann niemals »gehoben« werden im Sinne von »mehr Geld unter die Leute bringen« - wie es oben schon beim Beispiel mit dem »Staat« nicht funktioniert hat. Es kann nur das vorher erarbeitete D_1C verkonsumiert werden oder durch Verzicht auf die Produktion des D_1C weniger gearbeitet werden.

Die Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich hat sich als etwas entpuppt, das es nicht gibt: ein *Perpetuum mobile* nach dem Motto: durch immer weniger leisten immer reicher werden.

Was wir an Selbstverständlichkeiten gelernt haben, lässt sich weder durch sogenannte »Wirtschaftspolitik« noch durch »Umverteilung« oder »Arbeitszeitverkürzung« und andere Tricks aus der Welt zaubern. **Von nichts kommt nichts.** Nur die debitistische Produktion – und andere gibt es im Ernst nicht, es sei denn als Wirtschaft per Genickschuss-Kommissar – *kann Wohlstand schaffen*. Nur der unter Schuldendruck operierende Kapitalist kann Motor des Fortschritts sein.

Der Staat ist in jedem Falle fortschritts- und wachstumshemmend. Seine Funktion ist auf den Nachtwächter zu beschränken.

Reichtum ist etwas Positives. Denn nur der »Reiche« kann sich gewinnbringend (investierend statt konsumierend) verschulden.

3.10. DEBITISMUS CONTRA BARRO SUPERSTAR UND NEUE KLASSIK: DAS »MARKTRÄUMUNGSMODELL«

In jüngster Zeit macht noch ein anderer Ansatz in den Wirtschaftswissenschaften von sich her: Die sogenannte »Neue Klassik«. Dabei handelt es sich um eine ziemlich pffiffige Theorie, die selbst einen altgedienten Fahrersmann, wie den berühmten Nobelpreisträger **Paul A. Samuelson** so stark beeindruckt, dass er seinen jahrzehntealten Lehrbuch-Bestseller soeben umschreiben ließ.³⁸

Die Bibel der Neuen Klassik ist das Buch »Makroökonomie«, das, 1984 in New York erschienen, seit dem Frühjahr 1986 auch in einer deutschen Übersetzung vorliegt.³⁹ Der Autor **Robert J. Barro**, Professor an der Universität Chicago, ist freilich keineswegs der Verheißene, wie sein Denkfehler mit dem »zinslosen Geld« beweist, auf den wir im ersten Kapitel schon hinweisen konnten (siehe Fußnote 11).

Im Zentrum der Neuen Klassik steht die Idee von der »Markträumung«. Da das Markträumungsmodell bei flüchtiger Betrachtung so ähnlich aussieht, wie die Angebots- und Nachfrage-Theorie unseres Debitismus, machen wir die Neue Klassik der Einfachheit halber gleich hier ab. Sie sieht neu und »modern« aus, ist aber dennoch nichts als der übliche *Zirkelschluss* der Ökonomie, wie wir ihn später bei der Betrachtung der **Tauschwirtschaft** und der diesen Unfug vertretenden Mickey-Mouse-Ökonomen im Kapitel »Disneyland« noch auf ganzer Breite kennen lernen werden.

Weil sie heute so »in« ist, also schon hier die Neue Klassik und ihr Markträumungsmodell.

Den »Markträumungsansatz« definiert Barro so:

»Auffassung, dass **Preise** wie der **Zinssatz** und das **allgemeine Preisniveau** so festgelegt werden, dass sie alle Märkte räumen; d.h. auf jedem Markt ist das Angebot gleich der Nachfrage.« (Seite 678)

Das hört sich sehr gut an. Es setzt sich auch wohltuend von den beiden konkurrierenden Ansätzen ab:

1. Dem von **Keynes**, der in seinem Modell als Krisenursache **feste Preise** voraussetzt. Was heißt: Wenn die Preise nicht auch nach unten flexibel sind, muss es zu Unterbeschäftigung von Kapital und Arbeit kommen.
2. Dem der **unvollkommenen Information**. Dieser Ansatz glaubt eine Krisenursache darin zu entdecken, dass nicht alle an einer Volkswirtschaft Beteiligten den benötigten Durchblick haben, so dass Zeit verschwendet wird und Entscheidungen zu spät oder eben »nicht optimal« (d.h. zur Erreichung von Vollbeschäftigung) getroffen werden.

Beides lässt Barro sausen, was vernünftig erscheint. Denn warum sollten Preise (und Löhne!) nicht *nach unten* flexibel sein – die Märkte für Waren sind weltweit ziemlich frei und die Preise fallen auch tüchtig und die Löhne sind in vielen kapitalistischen Volkswirtschaften (USA! Japan!) nicht »starr«, sondern können durchaus kräftig gesenkt werden.

Dass die Menschen unvollkommen informiert sind, kann man sich auch *problemlos wegdenken*, zumal eine einmal vorliegende unvollkommene Information ziemlich unverändert bleibt, also ein Handicap ist, mit dem man leben kann.

Wir zeigen nun die Darstellung, mit der Barro die Markträumung erklärt (a.a.O., Seite 155).

³⁸ **Paul A. Samuelson/William D. Nordhaus**, Economics, 12. Auflage der »Economics« von 1948, zum ersten Mal mit Ko-Autor (dem US-Ökonomen Nordhaus), New York u.a. 1985.

³⁹ **Robert J. Barro**, Makroökonomie, Regensburg 1986. Barro ist Harvard-Mann, hat an den Universitäten Brown und Rochester gelehrt, bevor er zur ehemaligen Friedman/Monetarismus-Hochburg Chicago stieß. Der Regensburger Transfer-Verlag, der das 1984 in Amerika erschienene Werk dankenswerterweise für deutsche Leser verfügbar machte, lobt in einem Vorwort die »sehr profunden Informationen«, was zutrifft, aber auch die »äußerst präzise Argumentation«, was wir leider entkräften müssen (a.a.O., Seite IX).

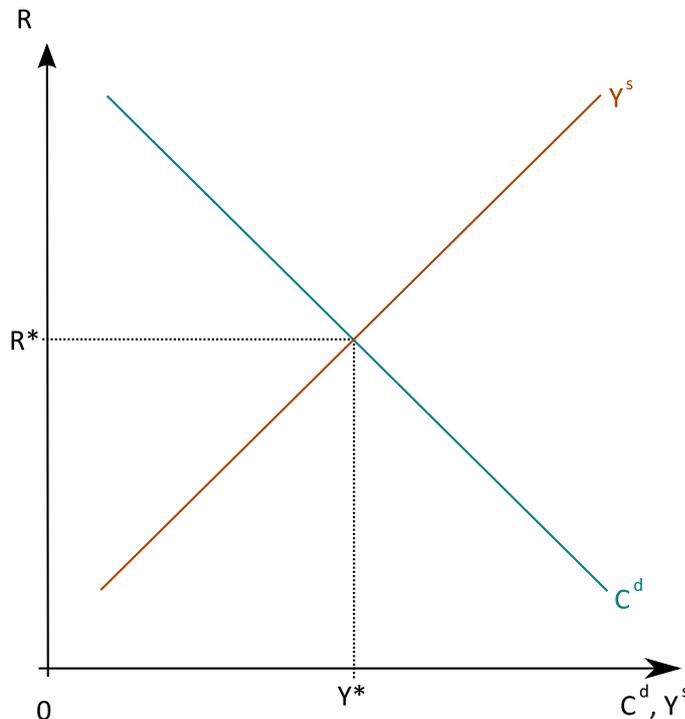


Abbildung 11: Die Räumung des Gütermarktes.
Die Räumung des Gütermarktes $C^d = Y^s$ erfolgt beim Zinssatz R^* .
In diesem Punkt ist die gesamtwirtschaftliche Produktion $Y^* = C^*$.

Unter dem Y verbirgt sich das gesamte Angebot und unter dem C die gesamte Nachfrage, insofern gleicht die Barro-Kurve der uns bekannten Kurve »Staatlich Meissen«, wobei das C der Einfachheit halber nur Konsumgüter umfasst (die hochgestellten d und s interessieren hier nicht weiter).

Neu aber ist nun, dass wir nicht mehr einen »Gleichgewichtspreis« haben, sondern einen **Gleichgewichtszinssatz**.

Das begründet Barro so:

»Da der Zinssatz Güterangebot und -nachfrage insgesamt stark beeinflusst, erscheint es angebracht, (die Räumung des Gütermarktes) graphisch darzustellen; der Zinssatz wird auf der vertikalen Achse abgetragen. (Damit) zeigen wir, dass der **Zinssatz** auf das Gesamtangebot Y^s einen positiven Effekt und auf die Gesamtnachfrage C^d einen negativen Effekt auslöst. **Wenn sich der Zinssatz ändert**, lassen sich die Reaktionen von Angebot und Nachfrage als Bewegungen entlang der Kurven darstellen.« (a.a.O., Seite 155 f.)

Dieses Markträumungsdiagramm hat für Barro »zentrale Bedeutung« und er lobt die »zugrunde liegende Idee« in höchsten Tönen:

»Erstens erweckt ein **höherer Zinssatz** bei den Wirtschaftssubjekten den Wunsch, in der laufenden Periode Güter **zu produzieren und zu verkaufen**, jedoch möglichst wenig Güter zu **erwerben**. Zweitens können wir die markträumenden Werte des Zinssatzes und der Produktion durch die **Gleichsetzung** des Gesamtangebots mit der Gesamtnachfrage bestimmen.« (a.a.O., Seite 156)

Hört sich prima an, nicht wahr? Und so gescheit!

Ist aber nichts als ein Denkfehler, den wir Debitisten, die den Kapitalismus begriffen haben, unschwer entdecken können. Barro verrät uns bei seiner superschlauen Markträumungstheorie nämlich leider nicht, was denn da geräumt werden soll. Der Markt wird ja nicht geräumt, im Sinne von weggeschafft. Sondern es geht um **Güter** (Barro spricht an anderer Stelle von einer »Räumung des Gütermarktes«), die irgendetwas mit dem Markt zu tun haben. Aber was?

Sind es Güter, die bereits *auf dem Markt vorhanden sind*?

Oder sind es Güter, die erst noch auf dem Markt *erscheinen werden*?

Das teilt uns der Meister nicht mit; denn er schlabbert die Perioden, indem er meint:

»... in der *laufenden* Periode Güter zu produzieren und zu verkaufen, jedoch möglichst wenig Güter zu erwerben...«

Barro übersieht dabei, dass man in der **laufenden Periode** Güter produzieren und in der laufenden Periode auch verkaufen, bzw. erwerben kann. Man kann in der laufenden Periode aber auch die Güter **früherer Perioden** verkaufen, bzw. erwerben. Güter früherer Perioden **muss** es in der laufenden Periode aber unbedingt geben. Sonst gäbe es nämlich zu Beginn der laufenden Periode kein Markträumungsproblem (welche Güter sollten auch geräumt werden, weil in der laufenden Periode noch nicht produziert wurde?).

Und wenn es kein Markträumungsproblem gibt, existiert natürlich *weder ein Preis, noch ein Zinssatz*. Denn was sollte das sein? Wenn wir keine Markträumung brauchen, weil es zu Beginn der laufenden Periode keine Güter *früherer* Perioden gibt, ist der von Barro so groß herausgestellte »markträumende Wert des Zinssatzes« völlig witzlos. Kein Mensch braucht »Geld«, weil zu Beginn der laufenden Periode nichts da ist, was man kaufen könnte.

Auch **Barro Superstar** ist flugs als einer der üblichen Mickey-Mouse-Ökonomen enttarnt, von denen wir noch säckeweise kennen lernen werden, wenn wir uns seine »**laufende Periode**« zeitlich *genauso lang* vorstellen, wie es dauert, um überhaupt *Güter zu produzieren*. Dann können die zum Verkauf anstehenden Güter also erst dann auf den Markt gelangen (und das »Markträumungsproblem« schaffen), **nachdem** sie produziert wurden.

Während der, der Produktionsdauer gleichgesetzten, »laufenden Periode« kann es im Markträumungsmodell der Neuen Klassik überhaupt keinen Zinssatz geben, ergo auch keine »Änderung« eines Zinssatzes, ergo auch nicht Barro's »höheren Zinssatz«.

Wenn es aber keinen höheren Zinssatz gibt, entfällt auch der »Wunsch, in der laufenden Periode Güter zu produzieren«, von dem Barro faselt.

Nur: Wo kommen dann überhaupt die Güter her?

Wir erleben also auch hier wieder, notabene: bei der allerneuesten und allerschicksten Wirtschaftstheorie Amerikas, den üblichen, öden Zirkelschluss **aller** Ökonomie: Warum *wird* produziert?

Weil produziert *wurde*.

Und also spricht die »Neue Klassik«: Weil produziert wurde, gibt es ein Markträumungsproblem, gibt es einen Zinssatz, gibt es neue Produktion, gibt es ein Markträumungsproblem, gibt es einen Zinssatz, gibt es noch neuere Produktion. Ad infinitum.

Wer produzierte Güter (und deren Absatzproblem) mit noch zu produzierenden Gütern (und deren Absatzproblem) vermengt und verwechselt, kann bei den kapitalistischen Grundproblemen **Geld** und **Zins** ebenfalls nur Unsinn bringen.

So ist denn auch für **Barro Superstar** das »Geld« laut seinem Lehr(!)-Buch nicht nur »unverzinslich«, sondern es »fungiert« (feines Wort, gell!) auch als »Tauschmittel«, wobei sich in der freien Wirtschaft selbstredend wunderschöne, weil »für beide Seiten vorteilhafte (!) Tauschmöglichkeiten« ergeben (alles a.a.O., Seite 13). Die Kindergärtnerin gibt Bussi.

Wir Erwachsenen verlassen nun aber schleunigst den naiven Kram der »Neuen Klassik« (sie ist genauso kindisch, wie die alte Klassik, wie wir unten sehen werden), und wenden uns den ernstesten Dingen des Lebens zu.

Wir wollen **Geld** und **Zins** enträtseln.